Iiesse-Wartegg. Mississippi-Fahrten. 8 M.

(3)62

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

322.

ermes, G., Gesch. d. franz. Revolution v. 1789. 2 Thle. Berl. 1842. Hlwdb. 2.—
Hesse-Wartegg, E. v., Mississippi-Fahrten. Reisebilder a. d. amerik. Süden (1879—80). Leipz. 1881. Orig.-Lwdb. neu. (10.—) 4.50.
— Tunis. Land und Leute. M. 40 Il. str. Wien, 1882. br. (5.—) 2.50.
[illegible] Berlins berühmte u. berüchtigte Häuser. 2 Bde. Berl. 1881. 3.—

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/mississippifahrt01hess

917.7
H 4.3 m
V.1

Mississippi-Fahrten.

Reisebilder aus dem amerikanischen Süden

(1879—1880).

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Zweite Ausgabe.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Leipzig

Verlag von Carl Reissner

1882.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorwort.

Die Literatur über die im Stromgebiet des Mississippi gelegenen Südstaaten der amerikanischen Union war seit jeher sehr mangelhaft und hat speziell in der neueren Zeit kein einziges Werk aufzuweisen, welches die durch den Sklavenkrieg so schwer heimgesuchten Länder, die Schauplätze der blutigsten Kämpfe und Verwüstungen, in Wort und Bild schildern würde. Zudem hat der amerikanische Süden durch die gänzliche Umgestaltung der dortigen sozialen, ackerbaulichen und industriellen Verhältnisse ungemein an Interesse gewonnen.

Die Einwanderung nach Arkansas, Louisiana und Alabama von Seiten deutscher Elemente, der Exodus der Neger von dort nach den Präriestaaten, die sozialen Errungenschaften der einstigen Sklaven, die Stellung der Baumwollkönige und des Creolenthums, endlich der Eintritt des Mississippi in den Weltverkehr sind Fragen, die ungeachtet ihrer hohen Bedeutung noch immer der Beantwortung harren. Hiezu gelangen noch viele andere Punkte von

allgemeinstem Interesse, von denen nur die Regulirung des „Vaters der Ströme“, die Oeffnung seiner Mündungen und endlich die grässlichen Gelbfieber-Epidemien, welche den amerikanischen Süden zu wiederholten Malen verheerten, hervorgehoben werden mögen.

Es waren zumeist diese Fragen, welche den Verfasser veranlassten, innerhalb eines Zeitraumes von vier Jahren zwei Reisen von mehrmonatlicher Dauer durch die Mississippiländer zu unternehmen und deren Ergebnisse, bis auf die neueste Zeit ergänzt und vervollständigt, nunmehr in dem vorliegenden Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben. — Dasselbe ist das erste und einzige Werk, welches jene hochinteressanten Länder, gleichsam das Herz der Vereinigten Staaten, ausschliesslich behandelt, und der Verfasser hat es bei voller Berücksichtigung der sich darbietenden wissenschaftlichen Fragen doch für zweckmässig gehalten, die Schilderungen in derselben feuilletonistischen Fassung zu geben, welche dem Urtheil der Kritik zufolge seinen vorhergegangenen Werken über Amerika zu einem so unerwartet grossen Erfolg verholfen.

Nizza, im Januar 1881.

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Inhalt.

I. Band: Die Baumwoll-Region.

		Seite
Kapitel I.	St. Louis	3
„ II.	Die Mississippi-Flotte	14
„ III.	Nach Süden!	24
„ IV.	Cairo und der Ohiostrom	30
„ V.	Strombilder	38
„ VI.	Memphis	49
„ VII.	Yellow Jack	63
„ VIII.	Grenada und das Yazooland	76
„ IX.	Durch den Staat Mississippi	90
„ X.	Ku-Klux-Klan und Richter Lynch	103
„ XI.	Mississippifahrten	115
„ XII.	Der Exodus der Neger	132
„ XIII.	King Cotton!	145
„ XVI.	Arkansas!	159

II. Band: Louisiana.

Kapitel I.	Louisiana!	169
„ II.	Die Regulirung des Mississippi	180
„ III.	Im Hafen von New-Orleans	191
„ IV.	Die Metropole des Südens	199

Seite

Kapitel V. Eine schwarze Regierung 222
„ VI. Karnevalstage 227
„ VII. Ein Hahnenkampf 239
„ VIII. Meine Dampferfahrt nach dem Zuckerdistrikt 249
„ IX. Plantagenbilder aus dem südlichen Louisiana 226
„ X. Eine Zuckerplantage 281
„ XI. Eine Reispflanzung 289
„ XII. Frauenleben im Lande der Creolen 299
„ XIII. Die Mündungen des Mississippi 314
„ XIV. New-Orleans als Welthafen 324
„ XV. Nach Mobile 337
„ XVI. Schlusswort 346

I. Theil.

Nach Süden!

I.

St. Louis.

Ueberall Schnee und Eis. Das ganze Land in einer Ausdehnung von anderthalb Millionen Quadratmeilen liegt seit Wochen unter der weissen, blendenden, festgefrorenen Schneedecke. Tagelang können wir in gerader Richtung von New-York nach Westen fahren, und immer bleibt die Scenerie, die wir im rasenden Fluge durcheilen — die gleiche. Wir sind auf einem Ocean von Schnee. Die im Sommer so wunderbar schönen, üppig grünenden Prairien sind lange Zeit während des Winters mit einer hohen, Alles nivellirenden Schneeschichte bekleidet. Häufig bleiben wir am Wege in den losen, weichen Flockenbergen stecken und können unsere Locomotive erst nach vielstündiger harter Arbeit hindurchbekommen. Zu Zeiten sendet die Sonne ihre klaren lichten Strahlen herab auf die Tausende und Abertausende von Meilen umfassende Schneefläche, dass sie glitzert und selbst leuchtet und uns für Stunden das Sehvermögen raubt. Dann wieder durchfahren wir dichte, massige Schneewolken, die uns den Tag in Dämmerung verklärt. Dann kommt der Mond und sein bleiches Licht verklärt die Nacht zum hellen Tag, dass wir vergeblich in den breiten Waggonbetten Schlaf

suchen. Dann wieder kommt der Tag und bringt uns dieselben Scenen. — Ueberall das Gleiche — Schnee und Eis. Die Gräben verschüttet, die Abhänge geebnet, die Wälder verschneit — als hätte irgend Jemand ein grosses weiches Tuch über die ganze Gegend ausgebreitet. Die Städte, an denen wir vorüberfliegen, sind die einzige Abwechslung auf der Fahrt, die einzigen Oasen in der Schneewüste.

Endlich bringt uns der schnelle Zug an den Mississippi. Wir haben der Reihe nach die Staaten New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Ohio, Indiana und Illinois durchflogen und fahren nun auf der grossen, majestätischen Eisenbahnbrücke über den „Vater der Ströme".

Jenseits liegt St. Louis, die Hauptstadt des Mississippithales. Zu unsern Füssen liegt der Strom — nicht wie ein mit Eis bedeckter See, sondern wie eine riesige gefrorene Schmutzlache. Die weite Fläche ist an Stellen schwarz, an andern schmutzig gelb und grau, undurchsichtig und trocken, wie gefrorenes Land. Wir sind im Monat Februar und schon seit vielen Wochen schmachtet St. Louis, die Metropole des ganzen, eine Million Quadratmeilen umfassenden Mississippithales unter der Eisdecke des Stromes. Die grossen Dampfer der „Anchor"- und der „Kountz"-Linie liegen unthätig in ihren Docks, und die Kapitäne und Piloten halten ihren Winterschlaf. So lange der Mississippi zugefroren ist, scheint auch der Handelsverkehr von St. Louis zu stocken. Dann ist es, als wären die Quellen versiegt, der Strom vertrocknet, als besässe die Halbmillionenstadt ihren Mississippi nicht mehr. Aus der Fluss- und Hafenstadt ist ein trockener Inlandort geworden, dessen Verkehr mit der übrigen Welt einfach durch Eisenbahnen besorgt wird. Das währte diesmal bis Anfang Februar, Da kamen endlich die langersehnten Depeschen aus der Umgegend, die den Bruch der Eisdecke verkünden. „*The ice-gorge begins to move*" so läuft es den Fluss entlang auf

den Telegraphendrähten und tickt laut in jeder Station und klappert die Beamten und Flussbewohner aus ihrem Winterschlaf, damit sie sich rüsten mögen. Die Dampfer in den Häfen werden mit starken eisernen, mannsdicken Ketten aneinander und an die Ufer gefesselt, die Fährboote und „*tugs*“ und „*towboats*“, die irgendwo im Flusse festgefroren, werden durch das Eis näher an die Ufer gebracht, und alles erwartet die Ankunft der Eisberge aus dem Norden. In der Nacht ist die Decke gesprungen, die den Fluss bedeckte; der Wasserspiegel ist frei und die kaffeegelben Schmutzfluthen wälzen sich langsam gegen Süden. Endlich sieht man den Fluss oberhalb der Brücke durch eine niedere Eismauer abgesperrt, die immer näher und näher rückt. Dumpfer Donner, wie von Kanonenschüssen herrührend, lässt sich in der beweglichen Masse vernehmen. Dazu ein Krachen und Scharren, ein Auf- und Niedergehen gewaltiger, klafterdicker Eisfelder, die sich wie Mühlsteine aneinander reiben und aufeinander stauen und untertauchen, und sich zwischen den hohen steilen Ufern des Strandes gewaltsam hindurchpressen gleichsam wie Menschengewühl. Endlich erreichen diese ungeheuren, losen, tanzenden Massen die Brücke von St. Louis und stauen sich an den mächtigen Steinpfeilern, und schieben sich übereinander und bahnen sich langsam den Weg durch die Bögen.

Aber so gross auch diese Eiskolosse sein mögen, sie thun diesmal keinen Schaden. Sie sind zu alt dazu. Sie lagen ja seit Weihnachten im Wasser und die Wärme hat ihnen zugesetzt, dass sie mürbe und altersschwach geworden sind, und an den harten, glatten Planken der Dampfer zerbröckeln, statt ihnen Schaden anzuthun. So ziehen diese Eisgreise den Hafen von St. Louis entlang und an Carondelet vorbei, und weiter nach Süden in den offenen, warmen Strom. Die Wellen spielen mit ihnen und belecken sie und tauchen sie unter und rollen sie an den harten

Felsufern entlang. Die mächtigen Blöcke schwinden unter ihrem Spiel dahin und werden kleiner und kleiner, und dort, wo den Fluss die ersten Magnolien und Orangen begrüssen, da sind die stummen, starren, schmutziggelben Gesellen aus dem Norden verschwunden, zerschellt, zerflossen. — — —

Der Mississippi ist frei. Die Schifffahrt auf der Hauptarterie des Westens beginnt. In den Annoncenspalten der grossen Tagesblätter erscheinen wieder die kleinen Dampfboot-Vignetten mit der Anzeige, dass die Dampfer X, Y und Z an diesem und jenem Tage nach Cairo und Cincinnati, nach Memphis, Vicksburg und New-Orleans, nach Ost und West, nach Nord und Süd, auf viele Hunderte Meilen in der Runde, abfahren werden. Mag auch das Fluss- und Hafenleben der grossen Stadt seit der Vollendung der stolzen, majestätischen Brücke viel von seiner Lebhaftigkeit eingebüsst haben, für den Europäer ist es doch jetzt noch ein fremdartiges, nie gesehenes, höchst anziehendes Bild. Diese Dutzende von blendend weissen, palastartigen Dampfern, die vielen kleinen „Tugs“ und schwerfälligen Ferryboote in ihrer sonderbaren, nie gesehenen Bauart — jenseits des Stromes die acht bis zehn Stockwerke hohen Getreidespeicher; hier an das holperige Steinpflaster des Ufers verankert die schwarzen, schmutzigen „*Wharfboats*“, darüber der breite Hafenquai, an seinem oberen Rande die meilenlange Reihe von kolossalen Magazinsbauten und Speichern in ihrer nüchternen Architektur — das Alles vereinigt sich zu einem seltsamen Panorama, dessen Staffage Tausende von Lastwagen, Arbeiter, Reisende und Gaffer bilden.

St. Louis ist eine der ältesten Städte Amerikas, und war seit seiner Gründung durch die Franzosen gar manchen Unbillen ausgesetzt. Die Osage-Indianer waren für viele Jahre in beständiger Fehde mit den jungen Ansiedlern; man

konnte sich kaum über das Weichbild der Stadt hinauswagen, ohne mit ihnen in Konflikt zu kommen. Jeder Feldbau war durch die wilden Horden der Rothhäute unmöglich gemacht, und der Mangel an Getreide und Lebensmitteln war so fühlbar, dass die Franzosen der Ansiedlung den Namen „*Pain Court*“ beilegten.

Noch 1788 besass St. Louis kaum tausend Einwohner; als es 1804 unter amerikanische Herrschaft kam, war die

St. Louis: „The Courthouse.“

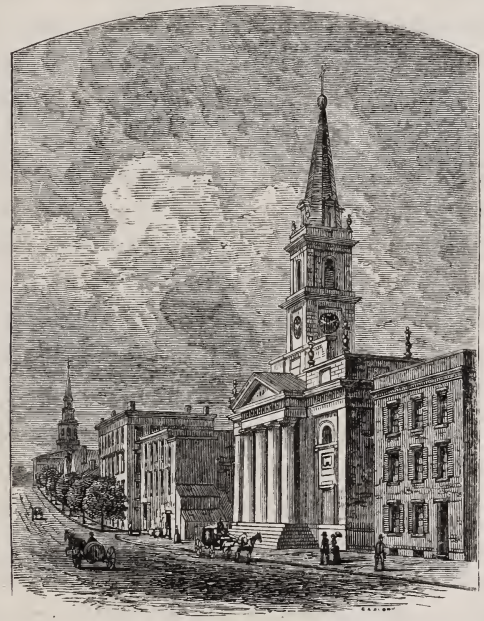
grösstentheils französische Bevölkerung auf anderhalbtausend Seelen angewachsen. Heute, wo kaum zwei Generationen dahingegangen, zählt es an viermalhunderttausend Einwohner, und ist die reichste, grösste und industriellste Stadt des ganzen, eine Million engl. Quadratmeilen umfassenden Mississippithales.

Wenn wir das Weichbild der Stadt heute von dem hohen Thurm der Kathedrale betrachten, dann erscheint es uns unglaublich, dass dieses Häusermeer mit seinen kohlen-

rauch geschwärzten Mauern, seinen zahllosen Schornsteinen und Kirchthürmen erst von den Vätern der gegenwärtigen Einwohnerschaft erbaut worden sein sollte! Die Stadt erstreckt sich heute über zwölf Meilen weit an den zwischen dem Missouri, Merimac und Mississippi gelegenen Höhenzügen entlang, vielfach von Parks und Gärten unterbrochen; dreissig Eisenbahnlinien haben ihren Endpunkt in den kolossalen Bahnhöfen der Stadt; ihr Hafen dehnt sich über anderthalb englische Meilen längs des Stromes aus, und ihre Dampferlinien durchfahren den Continent auf Flussläufen von Tausenden Meilen Länge! Dort, wo einstens die alte französische Stadt gestanden, befinden sich heute die ersten Geschäftsstrassen, mit vier- und sechsstöckigen Mammuthsgebäuden, grossen Hotels, stattlichen Kirchen; von dem französischen Element ist sehr wenig zurückgeblieben, und das deutsche trat an seine Stelle. — St. Louis besitzt heute gewiss an 150000 Deutsche, die einen verhältnissmässig sehr bedeutenden Theil des Handels und der Industrie, wie des Kapitals in Händen haben; wohl in keiner Grossstadt Amerikas ist das deutsche Element so sehr ausgeprägt wie hier; und die Geselligkeit, die unter den Deutschen herrscht, das Vereinsleben, die Pflege von Kunst und Musik, die tüchtige, energische Presse werden dieses kräftige, emporstrebende Deutschthum auch unter dem es umringenden angloamerikanischen Element zu wahren wissen.

Man kann indessen nicht behaupten, St. Louis sei eine schöne Stadt; in seinem Aussehen, wie in seiner Anlage erinnert es unter allen Städten, die ich kenne, an London am meisten, und ich könnte es auch in andern Beziehungen nicht besser charakterisiren, als dass ich es das London des amerikanischen Westens nenne. Handel und Industrie haben in St. Louis eine ganz unglaubliche Ausdehnung erreicht. Nicht weniger als 40000 Personenzüge und 3000 Dampfer laufen jährlich hier ein; die Stadt erhält pro Jahr

von den Prairien und den Plantagen des Südens ca. 100 Millionen Centner Waaren, von denen etwa ein Fünftel allein Steinkohle ist; durch die Getreidespeicher an den Ufern des Mississippi passieren jährlich ca. 30 Millionen Bushel Getreide; die Zolleinnahmen — denn St. Louis besitzt wie Chicago, Memphis und Neu-Orleans das Recht der direkten Einfuhren vom Auslande — betragen jährlich an 2 bis 3



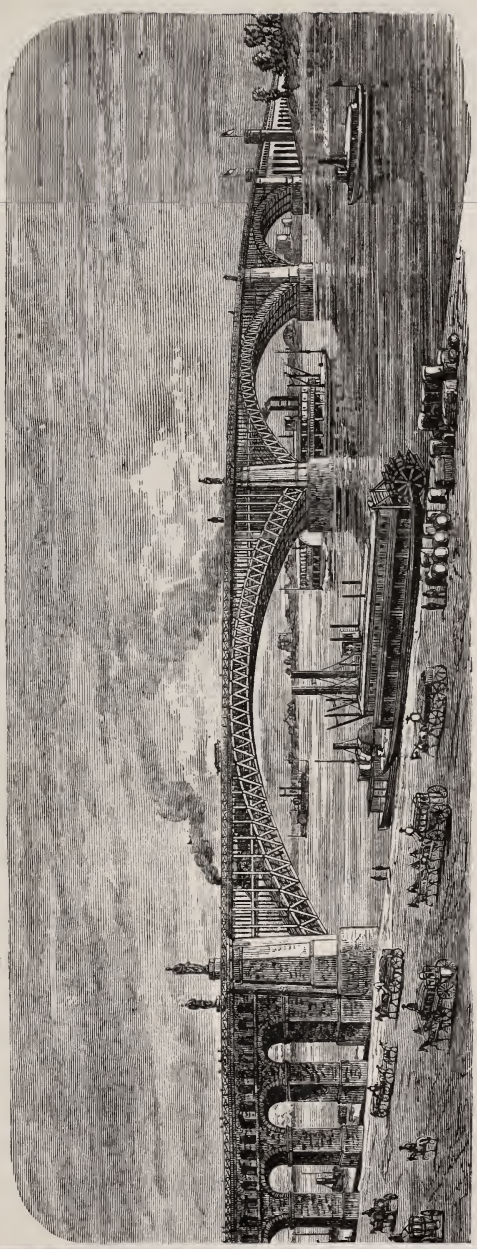
St. Louis: Die Kathedrale.

Millionen Dollars; die Durchfuhr von Vieh beläuft sich auf 3—400 000 Stück, jene der Schweine auf 1 Million Stück pro Jahr; die Stadt erhält 80 bis 100 000 Ballen Baumwolle pro Jahr, die hier gepresst und per Bahn nach New-York versandt wird. Von dem Getreide, das nach St. Louis gelangt, werden ca. $1^1/_2$ Millionen Fass Mehl gemahlen; und ausserdem empfängt die Stadt nahezu ebensoviel aus andern Orten; das Holz, welches auf Flössen von Wisconsin und

den Strömen des obern Mississippithales herabkommt, steigt in die Hunderte von Millionen Fuss! —

Aber St. Louis ist nicht nur das kommerzielle, sondern auch das industrielle Zentrum des ganzen Strombeckens, und wird sich in Zukunft immer mehr zur Industriestadt entwickeln. Die Metalle sind hier in unmittelbarer Nähe der Stadt und in unglaublichen Quantitäten vorhanden, während die benachbarten Gebiete von Illinois und Indiana ebenso reiche Braunkohlenlager besitzen. Das etwa zehn Millionen Dollars betragende Kapital, das St. Louis gegenwärtig in der Erzeugung von Eisen und Gussstahl angelegt hat, wird in wenigen Jahren verzehnfacht sein, und dieser Aufschwung wäre gar nicht so märchenhaft; 1870 belief sich die Eisenproduktion auf 54000 Tonnen; drei Jahre darauf war dieses Quantum in der Vorstadt Carondelet allein schon auf das Dreifache gestiegen! — Wenn St. Louis den Werth seiner Industrieprodukte von 27 Millionen Dollars in 1860 trotz der Kriegsjahre auf 100 Millionen in 1870 bringen konnte, so kann man schon daraus auf die Zukunft der Stadt und des Staates Missouri schliessen! Der grosse, neuerworbene Reichthum der Bewohner von St. Louis prägt sich auch in dem Aussehen ihrer ausserhalb der Stadt auf den Anhöhen gelegenen Wohnungen, den Parks und öffentlichen Gebäuden aus. Die Stadt ist nach allen Richtungen hin von Pferdebahnen durchzogen, die uns innerhalb kurzer Zeit aus den rauchgeschwärzten, schmutzigen Geschäftsstrassen in die fashionablen Quartiers von St. Louis führen; hier wird man überrascht von der Grossartigkeit und der Eleganz, aber mehr noch von der grossen Menge der Privathäuser, die sich Strassen auf Strassen ab bis weit ins Land hinein erstrecken. Eine Unzahl von Vergnügungslokalen, Theatern, deutschen Versammlungshäusern und Biergärten präsentiren sich in den dahinführenden Avenuen. Aber St. Louis besitzt auch sein Pöbelquartier, und gerade dieses

ist leider das erste, das der Fremde von St. Louis zu sehen bekommt: Ein oder zwei Strassen tief an den Ufern des Stromes strotzt alles von Schmutz und Unrath; die Häuser sind verwahrlost, eine würdige Stätte für die Orgien, die hier gefeiert werden. St. Louis ist eben nicht nur der bedeutendste Inlandhafen des Continents, sondern auch die den Prairien, den Minendistricten von Colorado und den Grenzsteppen von Neu-Mexico und Texas nächstgelegene Grossstadt, in welcher sich von Zeit zu Zeit all' das Gesindel ablagert, um das schwer erworbne Geld wieder an Mann zu bringen,



St. Louis: Die Mississippibrücke.

um sich nach seiner Art zu amüsiren und dann wieder das rohe Grenzerleben zu beginnen. Und für diese Classe von Menschen, wie für die Matrosen, die Mulatten, die Mississippi-Fischer und städtischen Wegelagerer hat denn St. Louis zwischen der schönen Washington-Avenue und der Elmstrasse ein eigenes Stadtviertel, in dem es gar arg zugeht, ohne dass die Polizei dem Unwesen ein Ende bereiten würde. Uebelberüchtigte Hotels und Spielhöllen, niedrige Branntweinbuden und „Concerthallen", Häuser der gemein-

St. Louis: Die drei Gerichtshöfe.

sten Sorten befinden sich hier, und der Spielteufel wüthet bei Tag und Nacht. „Faro", „Keno" und „Poker", diese drei berüchtigsten Hazardspiele aus der Zeit der Sklavenherrschaft, haben sich hier noch in allem „Glanz" aufrecht erhalten — ein würdiger Zeitvertreib für all' diese Mineure, Büffeljäger, Abenteurer und Flusspiraten, die während ihres thaten- und abwechslungsreichen Vagabundenlebens jede Fühlung mit der besseren Seite der Menschheit schon längst verloren haben! —

Früher kam es einmal vor, dass die Bürger der Stadt sich von diesem Städteviertel einfach dadurch befreiten, dass sie es an allen Ecken anzündeten und mit sammt seinem Inhalt niederbrannten. Heute sind solche kategorische Mittel leider nicht mehr recht am Platze! —

II.

Die Mississippi-Flotte.

Der Mississippi bildet die Hauptverkehrsstrasse von St. Louis, wie des ganzen Südens. Wohl ist der Strom den ganzen Winter gefroren und der Hafen unzugänglich; wohl ist der Wasserstand im Sommer häufig zu niedrig, und die Schifffahrt äusserst gefahrvoll; dazu hatte der Mississippi die gewaltige Concurrenz einer Anzahl von neuen Eisenbahnlinien zu ertragen, und dennoch ist und bleibt der Strom die wichtigste Handelsarterie dieses grossen Landes.

Es ist unmöglich, die Lebhaftigkeit und Ausdehnung des Flussverkehrs von St. Louis mit Worten zu schildern. Man kann die Grösse, die wirkliche Ausdehnung und Tragfähigkeit des Mississippi erst aus der Unmenge von Krahnen, Barken, Landungsbrücken, Dampfern und Remorqueuren erkennen, die hier auf seinem breiten Rücken schwimmen. Alle nur erdenkbaren Schiffsgattungen liegen an der „Levee“ verankert; die grossen, majestätischen Mississippidampfer, die zwischen St. Louis und dem 1200 Meilen entfernten New-Orleans verkehren; die starken flachkieligen und fast ebenso grossen Packetboote des Red Rivers, die über Louisiana ihren Weg nach Arkansas und Texas nehmen;

die kleinen, schnellen Personendampfer des oberen Mississippi und Missouri, welche bis in die Staaten Nebraska und Dakota, nach dem Nordwesten des grossen Continents vordringen; die grossen „*Sternwheelers*“ oder Hinterrads-Dampfer aus dem viele Hundert Meilen entfernten Pennsylvanien, aus Pittsburg und Cincinnati; die Baumwolldampfer aus den Flüssen von Arkansas und Tennessee; endlich die dunklen, kolossalen Barken, die in langen Reihen Erze und Kohlen aus Illinois herbeiführen, sowie die vielen, Tausende von Baumstämmen enthaltenden Flösse, die im Strom herum verankert liegen und sich von der Brücke aus etwa wie Holzspähne ausnehmen — all' diese Hunderte von Fahrzeugen verschwinden beinahe an den Ufern des Stromes, der breit und offen zwischen ihnen hindurchfliesst!

Vor der Einführung der Dampfschiffe wurde der ganze Flussverkehr durch Flösse und Flatboats besorgt, die nach ihrer Ankunft in New-Orleans auseinander genommen und als Holzmaterial verkauft wurden — damals bedurfte ein solches Flatboat drei bis fünf Monate Zeit, um die an 1200 Meilen lange Strecke zurückzulegen! Heute verkehren die Passagier-Dampfer innerhalb acht Tagen zwischen den beiden Grossstädten des Mississippi!

Die Zahl der das Flussgebiet des „Vaters der Ströme“ befahrenden Dampfer beträgt ca. zwölfhundert mit einer Viertel Million Tonnen Inhalt, und tausend Barken mit nahezu 200 000 Tonnen, so dass die Tragfähigkeit der Mississippiflotte nahezu der Hälfte der gesammten deutschen Handelsflotte gleichkommt, — und dabei viermal so viele Dampfer besitzt! Dazu werden jährlich in den Schiffswerften von Jeffersonville in Indiana, von Louisville und Cincinnati 100 bis 150 Dampfer von 15 bis 30 000 Tonnen Gehalt von Stapel gelassen. Wie viele Fahrten diese Flotte unternimmt, kann vielleicht allerdings auf etwas eigenthümliche Weise durch die Zahl der jährlichen Unglücksfälle registrirt

werden, welche den Dampfern durch Kesselplatzen, Verbrennen, Untergehen, Auffahren etc. zustossen und welche durchschnittlich fünfhundert übersteigen! Die grössten Häfen des Stromgebietes sind St. Louis, das allein 160 Dampfer mit 65000 Tonnen besitzt, dann New-Orleans mit 140 Dampfern und 30000 Tonnen (ausserdem ca. 20 Seedampfer mit 15000 Tonnen); Cincinnati, und schliesslich Pittsburg am Ohiofluss mit 165 Dampfern und 40000 Tonnen; die kleineren Flusshäfen, wie Louisville, Memphis, Cairo, Vicksburg, Nashville u. s. w. besitzen je 25 bis 60 Dampfer.

Die bedeutendste zwischen Cincinnati und New-Orleans fahrende Dampfschiffgesellschaft ist die „*Southern Transportation-Linie*"; die bedeutendsten St. Louiser Mississippi-Linien sind jedoch die „*Anchor-Linie*" und die „*Kountz-Linie*" für Personenverkehr, die „*Mississippi-Valley-* sowie die „*Lowey-Transportation-Company*" für den Frachtverkehr. Die erstgenannte Frachtenlinie besitzt sechs „*towboats*", d. h. Schleppdampfer und fünfzig Barken von je 200 Fuss Länge, 34 Fuss Breite und 6 Fuss Tiefe; jede dieser Barken kann dreissig bis fünfzig Tausend Bushel Getreide aufnehmen, und die genannte Gesellschaft beförderte im Jahre 1878 in der That über 5 Millionen Bushel von St. Louis nach New-Orleans. Manche nach der letztgenannten Stadt gehenden Kohlentransporte auf dem Mississippi sind so gross, dass sie eine Fläche von zehn Acker bedecken! — Ausser den genannten Linien besitzt jede Hafenstadt mehrere die Flüsse der nächsten Umgebung befahrende Linien, so dass das wahre Schifffahrtsgebiet des Mississippi sämmtliche zwischen dem Alleghany- und dem Felsengebirge gelegenen Staaten umfasst, und die Städte Pittsburg, St. Louis und New-Orleans als seine wichtigsten Häfen besitzt.

Die schönsten und grössten Dampfer des Mississippi sind entschieden jene der St. Louiser „*Anchor-Linie*“. Schon dadurch, dass sie der seichten Stellen des Flusses wegen flach gebaut sind, und nur wenige Fuss im Wasser stecken, scheinen sie grösser als die grössten Ostindienfahrer von Southampton. Und sie scheinen nicht nur so, sie sind es auch. Die „Great Republik“, „Robert E. Lee“, „Richardson“ und ein paar andere Dampfer sind so gross, dass sie gerade einen preussischen Morgen Fläche bedecken, während ihnen die drei grössten Ohio-Dampfer, die „Golden City“, „Golden Rule“ und „Golden Hour“*) nur wenig nachstehen. Sie haben für fünfhundert bis tausend Personen Platz; und auf dem „Golden Rule“ wird sogar eine eigene Zeitung redigirt und gedruckt, die den Namen des Dampfers führt. Die Bemannung beläuft sich ausser dem Capitän, dem Zahlmeister, den beiden Piloten und ein paar Ingenieuren nur auf dreissig bis vierzig „*hands*“ d. i. Neger, welche das Auf- und Abladen der Waaren zu besorgen haben. Matrosen im Sinne der Seefahrzeuge giebt es hier deshalb nicht, weil keines der Mississippischiffe Masten besitzt und Maschine wie Steuerruder nur von den Piloten und Ingenieuren besorgt werden. Die Schiffe sind, um ihre Tragfähigkeit in dem seichten Wasser zu erhöhen und ihren Tiefgang zu vermindern, ganz aus Holz gebaut, und deshalb auch äusserst feuergefährlich. So brannte z. B. die „Great-Republik“, das grösste Flussschiff der Welt, innerhalb weniger Jahre nicht weniger als dreimal wie Zunder zusammen, wurde jedoch von den Eigenthümern immer wieder neu gebaut.

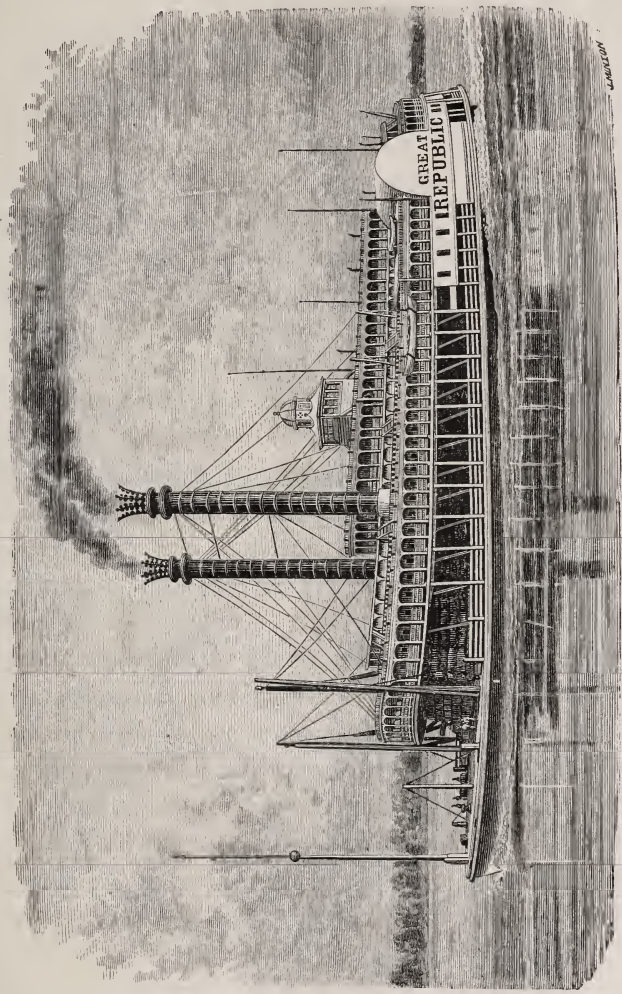
Das Aussehen derartiger Mississippi-Dampfer ist in der That majestätisch. Man denke sich ein drei- bis vierstöckiges

---

*) „Goldene Stadt“, „Goldene Regel“ und „Goldene Stunde“.

Gebäude, dessen obere Etagen über ihre jeweilige untere Etage etwas zurückstehen, und dadurch Raum für ein vierfaches Verdeck lassen. Diese gewaltige über 300 Fuss lange und etwa 100 Fuss breite Holzpyramide ruht auf einem Floss, das an seinem vordern und hintern Ende noch ein gutes Stück frei bleibt. In der untersten Etage dieses Kolosses ruhen Maschine und Dampfkessel auf eisernen Stützen, ohne irgendwelches Gehäuse, so dass man die Maschine bei unbeladenem Dampfer zwischen den Pfeilern und Streben frei sehen kann. Eine kleinere Dampfmaschine, der sogenannte „Nigger", dient zum Aufziehen und Herablassen der Landungsbrücken, die jeder Dampfer mit sich führt. Der Raum um die Maschinen herum dient als Lagerplatz für die Waaren und Baumwollballen, von denen man allein sechstausend hier aufspeichern kann. Die zweite Etage enthält den Empfangssaal dieses öffentlichen Palastes; ein einziger grosser Raum von einem Ende des Schiffes bis zum andern, in der elegantesten Ausstattung, mit weichen Teppichen belegt, mit sammtenen Möbeln, mit Bibliothek, Klavier, Buffet u. s. w. Zu beiden Seiten desselben befinden sich die, auch von der Aussenseite des Schiffes zugänglichen Schlafcabinen der Passagiere mit je zwei oder drei Betten übereinander. Wie gross dieser Empfangs- und gleichzeitig auch Speisesaal der „Great Republik" thatsächlich ist, geht schon daraus hervor, dass man nach sechsmaligem Auf- und Abschreiten eine halbe englische Meile zurückgelegt hat! Auf jedem Dampfer sind ein oder zwei Cabinen mit wahrhaft fürstlichem Luxus ausgestattet, die den Namen „Bridal-Chambres" (Brautgemächer) führen. Um den ganzen Salon und die Cabinen führt eine breite offene Veranda. An einem Ende der letzteren befindet sich das Bureau des Zahlmeisters, am andern die Küche für die Schiffsmahlzeiten, die indessen in der Regel nicht besonders gelobt werden können.

Die dritte Etage des Dampfers enthält die Wohnräume des Kapitäns, der Stewarts und Piloten, und besitzt eben-



Die Mississippiflotte: Ein Riesendampfer.

falls ein breites, gleichzeitig den Plafond des Salons bildendes Verdeck, das sogenannte „Hurrican-Deck“. Ueber die dritte Etage endlich, etwa 50 Fuss über dem Wasserspiegel, erhebt sich das Glashaus der Piloten, mit dem un-

geheuren Steuerrad und den Handhaben zum Anhalten der Maschine, zum Signalgeben u. s. w. Gerade vor dem Pilotenhäuschen, zu beiden Seiten des Schiffes ragen die zwei schlanken, eisernen Rauchfänge mit ihren zackigen Drachenmäulern in die Lüfte, während am „Bug und Stern" mehrere hohe Laternen- und Flaggenmaste den ganzen Kolossalbau überhöhen.

Man kann sich kaum eine Vorstellung von der phantastischen Erscheinung dieser blendend weissen, schimmernden Flusspaläste machen. Nun ruhen ihrer in St. Louis häufig Dutzende gleichzeitig an den Ufern und dann ist das Hafenbild ein wahrhaft imposantes! — Die beim Bau dieser Dampfer zu lösenden Aufgaben waren keine leichten. Es hiess den rohen und massenhaften Waarenverkehr mit dem Comfort für die Passagiere zu vereinbaren, und gewiss schwimmen auf keinem Gewässer so durchaus praktische und schöne Riesenfahrzeuge wie diese; in den unteren Räumen liegen die Matrosen, Arbeiter und das Vieh; dort sind die Waaren aufgestapelt; dort ruhen die fetten Petroleum- und triefenden Zuckerfässer; die öligen Maschinen, die Kohlen und Häute; und das Alles ist so wohl geborgen, so vollkommen von den Passagiersräumen abgesondert, dass man von der Ladung des Dampfers gar keine Ahnung hat und auch nicht den leisesten Schiffsgeruch verspürt, der sich auf den meisten Seedampfern so bemerkbar macht. Die Barke der Kleopatra konnte nicht heiterer, eleganter und luxuriöser sein, wie diese schwimmenden Paläste, die sich in der Ferne von dem blauen Himmel des Südens wie schwimmende Moscheen mit hohen schlanken Minarets abheben! Sie wären in jeder Hinsicht vollkommen, wenn sie nicht leider eine so ausgesprochene Hinneigung zu Schadenfeuern oder Kesselexplosionen hätten!

* * *

Auf dem „Hurrikan-Deck“ des Dampfers „Vicksburg“ ruhend, betrachten wir das tolle Leben und Treiben, das stets mit dem Landen der Dampfer im Hafen verbunden ist. Das schwarze, roh gezimmerte „Wharfboot“, nichts weiter als ein an die Ufer verankertes, schwimmendes Lagerhaus, vermittelt den Waarenverkehr zwischen der „Levee“ (dem Flussufer) und dem Dampfer. Es ist so vollgepfropft mit „Springgoods“ (mit Frühlingswaaren), dass man glauben könnte, sie hätten das lose Flugdach des Bootes abgehoben. Dutzende von zerlumpten Negern rennen umher, und rollen mit staunenswerther Geschicklichkeit die Mehlfässer herbei, die an den kleineren Flussstationen des Mississippi, in den Baumwoll- und Zucker-Plantagen des Südens wieder abgeladen werden. Andere schleppen auf ihren Schultern die Ackerbau-Geräthschaften, die Pflüge und Schubkarren und Schaufeln heran, mit welchen die Industriestadt St. Louis die Agricultur-Gegenden und neubesiedelten Landstrecken von Tennessee, Kansas und Arkansas versorgt. Das, sowie Hauseinrichtungs-Gegenstände, Werkzeuge, kurz Alles zum häuslichen Leben nothwendige Zubehör, bilden die Hauptfracht der nach dem Süden fahrenden Dampfer, während sie im Herbst und Winter vom Süden wieder den Zucker und die Baumwollballen aus den Plantagen stromaufwärts nach St. Louis bringen.

Unser Dampfer senkt sich unter der Last der Waaren immer tiefer und tiefer in das Strombett des Mississippi. Die schweissigen, zerlumpten Neger arbeiten noch immer an der Ladung. Fünfzehnhundert Tonnen bereits hat der Schiffsrumpf verschlungen! Fünfzehnhundert Tonnen, also mehr als mancher grosse transatlantische Dampfer zu tragen im Stande ist, und das ist nur die Hälfte von dem, was diese Riesendampfer zu fassen und was diese Riesenströme zu tragen vermögen.

„Wasp,“ der „Chief mate“ schreit und flucht und treibt

die Aethiopier zur Arbeit an, dass sie wie toll hin und wieder stürzen, und die Waarenberge des Wartbootes unter ihren Händen wie Butter schmelzen! Sie bieten einen pittoresken Anblick dar, diese rabenschwarzen, flachnasigen Deckarbeiter, einen Anblick, der jeden Maler in wahres Entzücken, jeden Philanthropen jedoch in Trauer versetzen muss! Hier ist das Bild eines derartigen Neger-Gentleman! Aus der Ferne betrachtet, eine Parodie zum Wald von Dunsignan, ein wandelnder Sack von Lumpen, mit ein paar blendend weissen Flecken, die sich später als das Weisse der Augen und als zwei Reihen von Zähnen eines menschlichen Wesens herausstellen! Die Gestalt ist gebrochen, der Kopf nach vorne geneigt, die Hände schlottern am Leibe. Ein Quodlibet von lose zusammenhängenden Schmutzfetzen bildet die Bekleidung. Ein Hut, vielfach durchlöchert, beschmutzt und ohne Krämpe sitzt auf der schwarzen, staubigen Wolle des Kopfes. Die Füsse sind mit Ueberresten von Schuhen bekleidet, die der „Darkey“ vor Jahren vielleicht in einer Gosse gefunden. Hals, Hände, Gesicht sind runzlig, mit Schmutzkrusten überzogen, die der Haut das Aussehen von Alligatorleder geben. — Das ist der Freed Man, der befreite Neger, der mit dem Weissen gleiches Recht vor Gesetz und Wahlurne hat! Das hat ihnen die Freiheit gegeben! Das ist das Resultat des Bürgerkrieges!

Diese Deckarbeiter erhalten von dem Contractor, welcher das Auf- und Abladen der Waaren von den Dampferlinien übernommen hat und einige Hunderte von ihnen beschäftigt, einen Dollar täglich, der auch regelmässig sofort wieder in den Händen des „Barkeepers“ (Schenkwirthes) zur Bezahlung der Zechschulden verschwindet. Allerdings ist ein Dollar — etwa 5 Franken — nach europäischen Begriffen viel Geld, allein dort im Westen gleicht er im Werthe dem Frank. Nun sollen diese Aethiopier noch Wohnung und Kleidung bestreiten, ein Weib ernähren und

Kinder erziehen, mit einem Worte Menschen sein! Ist es dann ein Wunder, dass diese unter der Sklavenherrschaft von den Pflanzern so wohlgepflegten herkulischen Gestalten heute zusammengebrochen und obdachlos sind? Dass die Negerweiber, auf sich selbst angewiesen und zur Arbeit zu faul, häufig auf leichtere, schändliche Weise ihr Brot suchen, und dass keine Kinder geboren, oder doch, wenn geboren, nicht gerne am Leben gelassen werden?

Bei dem flackernden Scheine der Fackelkörbe (*„torch-baskets“*) wird das Beladen der Dampfer fortgesetzt. Wir haben den steinernen Quai der Stadt verlassen und liegen unterhalb des grossen Getreide-Elevators von East St. Louis. Die *„roust-abouts“* bringen Sack um Sack in den unteren Schiffsraum und erleichtern sich durch ihren fremdartigen Gesang die Arbeit. Am frühen Morgen schon waren sie beschäftigt, und jetzt, um Mitternacht, sechzehn Stunden nachher, arbeiten sie noch ebenso unverdrossen — alles für einen Dollar Lohn!

Endlich ist die Ladung komplett. Die rauchenden Fackeln werden verlöscht, das Rembrandtsche Halbdunkel, in welches die ganze Scene gebadet war, macht der Dunkelheit Platz. Die Dampfpfeife lässt ihre Stimme erschallen, die wie ein langgezogener Kanonenschuss durch das ganze, weite Thal dröhnt, und wir gleiten sachte und kaum wahrnehmbar den Strom hinab.

III.

Nach Süden.

Zur Nachtzeit ist der Anblick von St. Louis vom Dampfer aus nichts weniger als schön. Eine dichte, schwarze Rauchwolke lagert über dem ganzen Weichbilde von St. Louis, und hüllt Alles in unbeschreiblich tiefe Düsterkeit, die sich zu dem klaren, hellen Himmel darüber sonderbar ausnimmt. Die vielen erleuchteten Fenster und Boutiquen der langen Häuserreihe erhöhen noch den Contrast. Die Stadt sieht aus wie ein ungeheurer im Brande befindlicher Köhlerhaufen, dem nur der Rauch entströmt, dessen Glut und Brand jedoch im Innern wüthet. Stromabwärts gleitend, sieht man in die langen düsteren, nur von wenigen Lampen erhellten Querstrassen der Stadt hinein. Endlich sind wir auch an ihnen vorüber gezogen, aber die düstere Romantik dieser nächtlichen Mississippifahrt ist damit nicht zu Ende. Erschien uns die Stadt nur in Rauch gehüllt, so sehen wir jetzt ihre Fortsetzung im vollen Feuer. Jedem Rauchfang, jeder Öffnung, jeder Thüre, jedem Fenster entströmen Gluthen. Hochroth, orange, hellgrün, violett, blendend weiss oder bläulich in der Färbung, je nach dem Metalle, steigen diese Feuergarben zum Himmel empor und erleuchten noch in denselben grellen Farben des Regenbogens die mächtigen Rauchsäulen, die ihren schweren Zug gegen die obere Stadt zu nehmen.

Es ist Carondelet. Wir bekommen von diesem Emporium der Metall-Industrie auf unserer Mississippifahrt nur die romantische Aussenseite zu sehen, aber wir haben der Stadt schon früher einen Besuch abgestattet und kennen ihre grosse industrielle Bedeutung. Jeder Flecken Landes ist hier mit Hochöfen bedeckt, in deren ungeheuren Räumen Tausende halbnackter Cyklopen an den Schmelzwerken, Walzen und Dampfhämmern und Giessereien arbeiten, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Dutzende solcher Werkstätten stehen hier nebeneinander, und die kleine *„Rivière des Pères"*, an deren Ufern die heiligen Mönche einstens ihre katholische Mission mitten unter den Stämmen der Osage-Indianer erbauten, sah diese kolossalen Werke beinahe durchgehends erst seit dem letzten Kriege entstehen.

Die Lichter von Carondelet waren die letzten, die uns durch die Nacht des Mississippithales leuchteten. Sie erloschen in der Ferne, und wir waren in die Wasser- und Landwüste eingefahren, die sich von der *„Rivière des Pères"* bis weit unter die Mündung des Yazoo Rivers längs des Vaters der Ströme ausdehnt . . . .

Eisschollen und Baumstämme waren die einzigen Reisebegleiter auf unserer Flussfahrt. Die ganze Nacht hindurch an St. Genevieve vorbei und bis nach Cape Girardeau begegneten wir auch nicht einem Dampfer, nicht einem Boot, und der ganze Fluss erschien mir so einsam und verlassen, wie er einstens seinem Entdecker de Soto erschienen sein musste! Cape Girardeau war die erste grössere Station. Wir steuerten an den zahllosen Sandbänken vorbei und zwischen den Untiefen hindurch auf die Stadt los, die sich auf den steilen, aber wie Zucker schmelzenden Erdufern erhebt, und eine lange stattliche Häuserfronte dem Flusse zuwendet. An dem steinernen Hafenquai — an sich ein Unikum, denn auf der ganzen 1250 Meilen weiten Flussstrecke von St. Louis bis New-Orleans ist kein zweiter Steinquai mehr zu

Strombilder: Steamboat Landing.

finden — an diesem Unikum also liegt bereits ein Dampfer, die „St. Genevieve," und unser Boot schiebt sich mit wunderbarer Geschmeidigkeit zwischen die heilige Genofeva und den Hafenquai ein. Es ist unglaublich, mit welcher Sicherheit die Piloten droben in dem Vogelhäuschen die Schiffe beim Landen gegen den Strom wenden und an den Pier anlegen. Aus dieser steinernen, etwa hundert Schritte langen Levee besteht der Hafen von Cape Girardeau. Auf ihren abschüssigen Ufern sind Hunderte von Fässern, Wasserkübeln, Hauseinrichtungen und Ackerbauwerkzeugen aufgeschichtet, die eben von unserer Vorgängerin abgeladen wurden. Auch wir haben dieselbe Ladung für die Stadt,

und die Neger-Matrosen stehen oben auf dem Bug bereit zum Landen. Ein Glockenschlag, die auf den langhälsigen Schiffskrähnen baumelnde Schiffsbrücke wird herabgelassen, und kaum hat sie den Boden berührt, als auch schon die schwarzen Kerle mit wahren Teufelssprüngen ans Land stürzen. Wie ein Heuschreckenschwarm fallen sie über die Fasspyramiden und Holzstösse her, die unter ihren Händen im Nu verschwinden. Während ein Theil die Geräthschaften und Kisten ans Land schleppt, rollt die andere Hälfte der Mannschaft die Fässer über die steile Böschung hinab aufs Schiff, und dies mit solcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit, dass man Fass von Neger kaum unterscheiden kann. In langer Reihe kollern Fässer und Neger abwechselnd herab, und mit welch rasender Eile dies auch geschehen mag, diese Fasspiloten haben die vor ihnen herumpurzelnden Mehlfässer vollkommen in ihrer Gewalt, und geben ihnen durch einen Druck mit der Hand an dem einen oder anderen Ende die erforderliche Richtung.

Wie auf all' diesen Landungsplätzen, so fehlte es auch hier wieder nicht an „Mississippi-Loafers", die dem regen Schauspiel träge zusahen; für die Bewohner all' dieser Flussstädte — River Landings, wie sie die Flusssprache benennt — ist ja die Ankunft des Dampfers der grosse Event des Tages oder der Woche. Vor der Landung, wie nach der Abfahrt ist der Ort langweilig, ausgestorben, leer. Ein paar Clerks oder Shop-Keepers sitzen vor ihren Läden und schaukeln sich auf ihren Stühlen, die Füsse gegen des Nachbars Stuhl gestemmt oder in irgend einer andern unmöglichen Haltung. Auf der Levee schlafen die Arbeiter im Schatten der kleinen Waarenhäuflein. In den Strassen ist Niemand, und das einzige Geräusch, das man hört, ist das Rippeln der kleinen, sich an den Ufern brechenden Wellen. Der majestätische River ist ruhig — gegenüber von Wald begrenzt, und oberhalb und unterhalb durch die sogenann-

ten „*points*“ der weiteren Aussicht entzogen. Da endlich erscheint oberhalb der *points* der Rauch des Dampfschiffes. Einer der Neger hat ihn bemerkt und sofort ertönt der Ruf: „*Steamboat coming!*“ — damit wechselt plötzlich die Scene. Die Schläfer erwachen, die Stadt erwacht. Alles rührt sich und rüstet sich zum Empfang des Bootes, und wenn es endlich landet — nun das haben wir ja gesehen.

Während sie da drunten laden und abladen, wollen wir der Stadt einen Besuch abstatten. Sie ist wenig mehr als ein Settlement, d. h. ein grosses Dorf im zarten Kindesalter. Die Strassen sind ungepflastert und schmutzig, die Häuser, die nicht in Reihen, sondern sporadisch zu beiden Seiten dieser, von Regenbächen zerrissenen Strassen stehen, sind in malerischer Abwechselung aus Holz oder — in einzelnen luxuriösen Fällen aus Ziegeln gebaut, aber alle so niedrig, als hätten die lieben Erbauer stets ein Erdbeben zu befürchten. Hier ist die unfehlbare Zeitungsoffice mit der grossen Aufschrift „Democrat“, unter deren dünner Tünche jedoch ein geübtes Auge das Wort „*Republican*“ in ebenso grossen Lettern lesen kann. Es ist dies ein Beweis von der Gesinnungstüchtigkeit des Redakteurs, dem es auf ein einmaliges Anstreichen seiner politischen Carriere ebenso wenig ankommt, wie auf das Uebertünchen seiner Firmatafel. Neben der Democrat-Office sind ein paar Kaufläden mit Kautschukmänteln und Sattelzeugen, mit Trunks und „*general outfitting*“ endlich der unfehlbare Zeitungsladen mit Frank Leslie und Harpers und der unmoralischen „*Police Gazette*“, den „*Police News*“, „*Under the Gaslight*“ und „*Criminal News*“ mit welch' jungfräulichen Schriften Neu-York das Land überschwemmt. Merkwürdiger Weise finden gerade diese Publicationen im Süden viel reissenderen Absatz, als im Westen. Der „*leading Store*“ von Girardeau ist jedoch ein „*Ladies Fancy Store*“ dessen Eigenthümer seine weibliche Clientel durch eine Trophäe anzu-

locken sucht, die höchst sinnreicher Weise aus Strümpfen, Miedern und Chignons in allerhand Farben zusammengesetzt ist, wie eine Kriegstrophäe.

Dies sind übrigens im ganzen Westen die Anfänge der Städte, und höhere Cultur kann erst dann hier Platz greifen, wenn sich die Ansiedler ihre festen Wohnsitze geschaffen haben, und ihre Geschäfte im vollen Gange sind. Die ersten Anfänge sind überall die schwersten, jeder sorgt für sich selbst, und kümmert sich weder um den Nachbarn noch um das Gemeinwesen. Erst mit der Zeit werden Stadtbehörden organisirt, städtische Steuern entrichtet und dem Orte selbst Aufmerksamkeit geschenkt, was auch unzweifelhaft in Cap Girardeau, dessen Name französischen Ursprung verräth, geschehen wird.

IV.

Cairo und der Ohiostrom.

Je mehr wir uns der Südspitze des Staates Illinois näherten, desto weniger kümmerten sich die Piloten um Sandbänke und Snags, und durchschnitten in gerader Richtung den Strom. Der Lauf des Wassers schien allmälig langsamer zu werden, bis er endlich ganz aufhörte und sogar an manchen Stellen einer allerdings nur für den Piloten wahrnehmbaren, aber dennoch ganz entschiedenen entgegengesetzten Strömung Raum gab.

Was war es, das die Wasser des Mississippi zum Stillstande zwingen, und den Strom in entgegengesetzter Richtung fliessen machen konnte?

Zwei von seinen Nebenflüssen, seinen Kindern, sind dem alten Vater der Ströme doch über den Kopf gewachsen: Der Missouri und der Ohio.

Hier war es der Ohio, dessen ungeheuere, aus den Alleghany-Ketten kommenden Wassermassen den Fluss zu seltener Höhe gebracht hatten, das ganze Land unterhalb der Mündung des Tennesseeflusses war überschwemmt, und dort, wo der Ohio dem Mississippi in die Flanke fällt, dort hatte er durch seine eigene Wucht den grossen Strom aufgestaut. Die Rückströmung aber wurde durch die Gewässer des Ohio bewirkt, welche sich über jene des tiefer gelegenen Mississippi ergossen.

An diesem Zusammenflusse der zwei grossen Ströme liegt die Stadt Cairo. Wir blieben an der schlammigen Werfte der Stadt mit unserem Dampfer über 24 Stunden liegen, um Waaren einzunehmen, welche die drei in Cairo ausmündenden Eisenbahnen des Staates Illinois zur Verschiffung hierhergebracht hatten.

Einen elenderen, trostloseren Aufenthaltsort als diese transatlantische Namensschwester der egyptischen Residenz hätten wir gewiss auf dem ganzen Mississippi nicht finden können. Amerikanische Enthusiasten sagen Cairo in Folge seiner ungemein günstigen Lage am Zusammenflusse der zwei Hauptströme der Vereinigten Staaten eine grosse Zukunft voraus. Aber wer Cairo je mit eigenen Augen gesehen, wird diesen Prophetenspruch sehr zweifelhaft finden. Cairo ist trotz seines geschäftlichen Lebens eine der traurigsten Städte auf dem Erdboden, wenn man überhaupt sagen kann, dass es auf dem Erdboden gelegen. Es ragen nämlich nur die Strassendämme Cairos bei Hochwasser wie schachbrettförmig angelegte Rippen über den Sumpf hervor, welcher die Stadt von allen Seiten umgiebt und in welchem auch die von den Strassen eingeschlossenen tiefen Baustellen oder „Lots“ stecken. All' diese Vierecke liegen mit ihrer schlammigen und mit allerhand Abfällen und Aesern bedeckten Sohle unterhalb des Wasserniveaus des Ohio, und nur die wenigsten von ihnen enthielten Häuser, von denen man nur überrascht sein musste, dass sie nicht schon längst der — — Ohio geholt! Wohin man nur blicken mochte, bot sich dem Auge ein Bild der Armuth dar! Die Strassen waren mit fusstiefem Koth bedeckt, und Wagen und Pferde blieben bei jedem Schritte stecken. Ich verzweifelte schon daran, die Quaistrasse überschreiten und auf das jenseitige hölzerne Trottoir kommen zu können. Der Strassenkoth war ziemlich fest. Diesseits des Kothmeeres langweilte sich ein Neger, dessen Füsse, vielleicht

schon in richtiger Berechnung der herrschenden Verhältnisse mit ganz monströsen Stiefeln bekleidet waren. Ich fragte ihn, ob er sich für einen „Nickel“*) dazu hergeben würde, jenseits der Strasse seine Langeweile zu betreiben. Der Kerl zeigte mir lachend seine prächtigen Zähne, „*All right, Sir*“, sagte er, „*all the same to me*“, und damit trottete er gemächlich durch den Koth, in welchem er bis an die Knie versank. Ich war rasch hinter ihm her, setzte meine Füsse vorsichtig in die von ihm hinterlassenen Löcher und kam unversehrt jenseits des Schlammmeeres an.

Die Stadt besteht eigentlich nur aus einer einzigen langen Häuserreihe, wenigen Hütten und Ziegelgebäuden in den Seitenstrassen. Cairo ist nur durch die Vereinigung von drei wichtigen Eisenbahnlinien entstanden, die hier den Fluss mittelst Fähren übersetzen, und so beschränkt sich denn auch der ganze Erwerb der Stadt hauptsächlich auf den geringen Gewinn, der durch das Ueberladen der Waaren von Waggon auf Dampfboot und umgekehrt, sowie durch die Reparaturen des Eisenbahn- und Dampfschiff-Materials erzielt wird. Cairo scheint sich ganz der Reparatur zu widmen. Ueberall sieht man Schmiede- und Schlosser-Werkstätten, in denen altes Eisenmaterial geflickt wird. Cairo ist der Meister Hämmerling unter den Städten, nur sich selber flickt es nicht, was doch am dringendsten nöthig wäre.

Durch alle Strassen laufen Eisenbahnzüge mit Dutzenden von Lastwagen, und auf den Uebergängen muss man sich in Acht nehmen, damit man nicht von irgend einer Lokomotive umgerannt wird. An allen Enden der Stadt sind Bahnhöfe, und in allen Bahnhöfen Tafeln mit folgender Inschrift:

Beware of Confidence Men

oder:

*) Nickel = amerik. 5 Cents = 20 Pfennig.

„do not lent your money to Strangers“.

Von den 8000 Einwohnern, welche Cairo zu besitzen vorgiebt, und den 4000, die es thatsächlich besitzt,*) sind anscheinend die Hälfte Neger. Die Dockarbeiten werden gänzlich durch sie besorgt, und deshalb sind auch ihre Wohnungen ganz in der Nähe des Hafens, in der Front Street gelegen. „Wohnungen“, d. h. ein paar Dutzend elende, in die sumpfigen Strassenvierecke hineingebaute Holzhütten, deren Latten weiss angestrichen sind und die Aufschrift tragen: *„Boarding house“* oder: *„Board and Lodging“*. Einer dieser Boarding-Särge trug sogar die ironische Aufschrift: *„Room for all“*. Das war buchstäblich wahr, denn diese schwarze Taverne war unbesucht.

Die Hälfte der Häuser in Front Street enthalten Garküchen resp. „Restaurants“ für die *„coloured Gentlemen“*, und die Gerüche, die man bei einem Spaziergange durch diese schöne Gegend zu kosten bekommt, wetteifern mit jenen, welche aus den vorgeschilderten Sumpfquadraten zu dem harmlosen Wanderer empordringen. In den Schaufenstern liegen appetitlich zusammengestellt die verschiedenen „Apple Pies“, gekochte Zwiebel, Tomaten, alte Würste und endlich noch ältere Schinken, deren schmutzige Fettkruste mit Gewürznäglein derart beschlagen war, wie ein Stiefelabsatz mit Eisenstiften. *„To make it spicy“*, grinste mir die alte Negerin entgegen.

Die Geschäftslokale erfreuten sich zur Zeit unseres Besuches gerade keines grossen Zuspruchs, und die Eigenthümer standen rauchend, kauend oder an dem obligaten Holzstückchen schnitzelnd, vor den Thüren.

„Es muss im Sommer hier ziemlich ungesund sein“, bemerkte ich zu einem von ihnen.

„Not at all, Sir“, erwiderte er indignirt. „Wir haben

*) Winter 1879.

hier niemals Fieber oder Cholera. Einer der gesündesten Orte am ganzen Fluss, Sir. *Bound to be a big City, Sir.*"

Der Gute trug aber den ganzen Gesundheitsrath der Stadt mit sammt dessen Berichten auf seinem Gesichte herum. Die gelbe Haut und die eingefallenen Augen und Wangen sprachen deutlich genug. Dazu konnte man auf jeder Mauer oder Planke riesige Anzeigen mit „*Chills and Fever medicins*" — „*Jones Fever Cure*" — „*Chinin Pils*" — „*Fever Drops*" etc. lesen.

Höchst komisch sind hier, sowie in allen kleineren Städten des Westens und Südens die einzelnen Schildermalereien und Holzskulpturen, mit denen die Kaufleute gerne die schwarzen Kunden heranzuziehen suchen. Die Indianer- und Soldatenfiguren vor den Tabaksläden sind hier einfach en profil aus einem Brette herausgesägt und angestrichen. Neben den Namen sieht man auf den Firmentafeln auch häufig den Gegenstand des Verkaufsgeschäftes wie z. B. Früchte, Kleider, Koffer, Werkzeuge u. s. f. abgebildet, und da die Anstreicher von Cairo nur in wenigen Fällen akademische Ausbildung genossen, so kann man sich die Ausführung dieser Malereien so lebhaft vorstellen, als man nur Lust hat.

Cairo ist auch die Station für zwei Schiffe so seltener Art, dass sie kaum ihres Gleichen haben dürften. Es ist bekannt, wie sehr die Hunderte von Dampfern, welche den Mississippi und Ohio befahren, an den gefährlichen „*Snags*" zu leiden haben. Die entwurzelten Bäume, die durch die Eisschollen ihrer Aeste beraubt, im Frühjahr die Ströme herab schwimmen, graben sich häufig mit ihren ausgebreiteten Wurzeln in den losen Sand der Untiefen fest und bieten mit ihren stromabwärts gewendeten, unter Wasser befindlichen Spitzen den Dampfbooten die grösste Gefahr dar. Deshalb werden auch alle diese „*Snags*" von den Piloten sorgfältig in sogenannten „*Snagbooks*" verzeichnet,

und diese Stellen von den Dampfern sorgfältig vermieden. Im Hochsommer, bei niedrigem Wasserstande, stehen die Kronen der „*Snags*“ grösstentheils aus dem Wasser hervor, und dann beginnt die Thätigkeit der vorerwähnten beiden „*Snagboats*“. Ihre Einrichtung ist originell und nur wenig bekannt. Sie bestehen aus zwei langen schmalen Schiffen, die durch starke, eisenbeschlagene Balken fest miteinander verbunden sind. An den beiden Aussenwänden des Doppelschiffes befindet sich je ein Schaufelrad. Diese Schiffe suchen wie bemerkt, im Hochsommer die „*Snags*“ auf, und trachten sie durch fortgesetztes Anrennen in ihren Wurzeln zu lockern. Ist dies geschehen, so werden die Snagköpfe in Ketten gespannt, und mittelst eines doppelten Dampfkrahnes aus den Flussboden herausgerissen. Hierauf legt man den frei schwebenden „*Snag*“, mittelst des Krahnes auf die Verbindungsbalken des Doppelschiffes und sägt ihnen den gefährlichen schweren Wurzelstock ab. Dieser sinkt nun vermöge seiner eigenen Schwere wieder zu Boden, während der Stamm, durch nichts mehr niedergehalten, vom Wasser fortgetrieben wird. Die Sache läuft in der Regel so glatt und einfach ab, als gälte es irgend einen Zahn auszureissen. Die beiden Boote wurden auf Regierungskosten gebaut und versehen ihren Dienst in ausgezeichneter Weise. Aus den Pilotenbüchern kennen die Kapitäne die Lage der „*Snags*“ und deshalb sind sie leicht auch im Stande, während eines Sommers dem alten Strömepapa alle die Zähne auszureissen, die ihm während des Frühjahrs gewachsen.

Den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch währte das Beladen unseres Dampfers. Seeschiffe von viel weniger Tonnengehalt werden sämmtlich durch Maschinenkraft, d. h. mittelst Dampfkrahn beladen, die Mississippi- und Ohio-Dampfer sind jedoch nicht darauf eingerichtet, und so ersetzt denn der Neger, deren jeder Dampfer

etwa vierzig bis fünfzig mit sich führt, die Maschine. Ohne Zweifel geht es hier langsamer aber dafür desto sicherer und besser von Statten.

Der Ohio war zur Zeit unseres Aufenthaltes in seinem vollsten Glanze zu sehen. Ich muss gestehen, dass kein Strom der Welt auf mich einen grossartigeren Eindruck gemacht, als der Ohio. Es schien, als wälzte sich ein See von ungeheurer Ausdehnung heran, und als würde auf diesem See ein ebenso ungeheurer Wald schwimmen. Der Strom — von solcher Breite, dass der „*Great Eastern*", auf ihm sich mit Leichtigkeit hätte wenden können — war so hoch angeschwollen, dass es thatsächlich aussah, als hätte das Wasser keinen Raum mehr im Bette, und als wäre die Oberfläche des Stromes convex. Der Strom war mit den kolossalsten Baumstämmen und Zweigen, behauenen Balken u. s. w. buchstäblich bedeckt, die aus den Wäldern am Monongahela oder Alleghany stammend, vom Strome fortgerissen worden waren, und nun in rasender Eile an uns vorüberschwammen. Am Abend unserer Ankunft sahen wir diesen Wald, am nächsten Morgen abermals, und als wir dem Piloten darüber unser Erstaunen ausdrückten, da lächelte er und bemerkte: „nicht tagelang, wochenlang dauert dieses Herabschwemmen der Wälder!" Wo all diese Holzmassen, diese Baumriesen und das Buschwerk nur herkamen? Es schien als hätte der Ohio all' die Wälder an seinem Oberlaufe entwurzelt, aus dem Erdreich gehoben, und weggeführt! Aber als wir den Mississippi herabfuhren, und endlich nach Memphis kamen, da war dieser Holzreichthum verschwunden und die Oberfläche des Wassers war bis auf einige wenige Baumstämme frei! — Wo waren sie hingekommen? Sie werden allmälig aus der Hauptströmung herausgetrieben. Bei den Wendungen und Krümmungen des Stromes befinden sich Wirbel und hinter diesen Eddys, d. h. Einbuchtungen mit stillem, um sich selbst cir-

culirendem Wasser. Das ist der Hafen für all' das Holz. Die Baumstämme werden von den Wirbeln getrieben, in die Tiefe gezogen und endlich nach diesen Eddys erfasst, wo sie bleiben und erst im Laufe der Zeit gänzlich verschwinden. Ein anderer Theil dieses Holzmassen fängt sich an den Sandbänken oder auf den niedrigen Inseln des Flusses, staut sich dort auf, und häufig sieht man viele Morgen mit ihnen buchstäblich bedeckt. Dort sind sie zu Haufen aufgeschichtet, zu kleinen Bergen aufgethürmt — ein Bild grauenhafter Verwüstung, aber gleichzeitig eine Illustration der Gewalt des Wassers.

V.

Strombilder.

Auf den trägen Wassern des Mississippi schwammen wir nach dem sonnigen Süden. Es war Nacht. Der Mond war zuvorkommend genug, gerade nur so viele Strahlen herabzusenden, um die ganze Flussscenerie für das Auge jedes Nichtpiloten in einen gespensterhaften Lichtschleier zu hüllen. Ich befand mich in dem luftigen Pilotenhäuschen, wo die Piloten ängstlich die Oberfläche des Wassers und den Gang des grossen schwerbeladenen Dampfers beobachteten. Es ist ein gefährliches „Stück Fluss", das sich von St. Louis herab bis an die Mündung des Ohio, ja bis hinab nach New-Orleans zieht, voll ähnlicher weiblicher Unholde, wie die Loreley, nur dass sie nicht so jung und schön sind, und den Schiffer ohne Gesang oder sonstige poetische Entschädigung ganz einfach in's Verderben ziehen. Und da in diesem Falle der Schiffer noch eine Menge Passagiere und viele hundert Tonnen Waaren auf seinem Gewissen hat, so ist die Sache noch viel gefährlicher, als sich das Heinrich Heine jemals hätte träumen lassen, als er die Loreley besang.

Mit den Baumwollballen und Dampfschiffen und Neger-Matrosen hätte auch das schöne Lied hier alle Romantik

verloren. Ganz vorne, am Bug des Schiffes, hart an dessen ungeschütztem Rande und kaum zwei Fuss über dem trüben Wasserspiegel erhaben, stand die Wache, der „*Leadman*“ mit dem Senkblei, und rief eintönig die Flusstiefen zu der Wache auf dem Hurrikan-Deck herauf, die dieser mit lauter, aber eben so monotoner Stimme wiederholte.....„*Ma-a-a-rk three!*“ „*Half twain*“ — „*Quarter less twain,*“ — *M-a-r-k twain!*“ so schallte es von Minute zu Minute herauf, ohne dass ich dieses Mississippi-Englisch in rechtes Deutsch übersetzen konnte. „*Mark Twain's*“ Name im Munde des plattnasigen Aethiopiers da drunten? — „*Mark Twain*“ abermals, und noch dazu wiederholt durch das lebende Echo am Hurrikan-Deck? Ich wagte die schüchterne Frage an den Capitän, was denn der amerikanische Humorist dieses Namens eigentlich mit dem Schlammboden des Mississippi zu thun hätte? — „*Two fathoms*“ (zwei Faden) war die Antwort! Es ist gewiss sehr bescheiden von Herrn Clement, dass er seinen Büchern einen so seichten *nom de plume* vorgesetzt hat!

Der Mississippi ist, vielleicht mit alleiniger Ausnahme seines mächtigen Nebenflusses, des Missouri, der langweiligste Strom der Welt. Charles Dickens widmete ihm die folgende Beschreibung: Ein ungeheurer Wassergraben, zwei bis drei Meilen breit und flüssigen Schlamm enthaltend, der mit einer Schnelligkeit von sechs Meilen in der Stunde stromabwärts fliesst! — Andere minder grosse Schriftsteller vor und nach Dickens haben sich den Mississippi doch zu etwas poetischeren Schilderungen erkoren, aber so viel sie auch das Citat von Dickens in blumenreichere Sprache kleideten — es blieb dennoch die treueste und kürzeste Beschreibung, mit welcher jemals dieser grösste aller Ströme abgefertigt wurde.

Longfellow wird bei seiner Zusammenstellung der „*Poetry of Places*“ wahrscheinlich in Verlegenheit gerathen, denn

welcher Poet hätte je die Laute ergriffen, um diese fliessende Pfütze zu besingen? Wo wird es jemals „Donauweibchen“ und „Loreleys“ und „Fluss-Nixen“ geben, die wie die Ströme Europas, auch diesen langweiligsten Fluss umgaukeln sollten?

Wie eine Schlange krümmt und windet sich der breite Strom durch den dichten Urwald. Sein Lauf ist nach Süden gerichtet, aber es ist, als scheute er sich direct darauf loszugehen. Er fliesst nach Osten und Westen und allen sonstigen Richtungen der Windrose, nur nicht nach Süden. Er braucht zwanzig bis dreissig Meilen, um eine Strecke von kaum einer Meile zurückzulegen. Auf der Flussfahrt brennt uns die Sonne innerhalb einer Stunde bald in's Gesicht, bald auf den Rücken, bald rechts, bald links, obschon wir stets in der Mitte des Stromes blieben. Mit der Zudringlichkeit einer Fliege quält sie uns, verschwindet und erscheint wieder, nur dass sich in diesem Falle die Fliege nicht um uns, sondern wir uns um die Fliege herumtummeln.

Niemals sieht man von dem Strome mehr, als eine Wasserfläche von fünf Meilen Länge und zwei Meilen Breite, ringsum mit dichtem Urwald umgeben. Man sieht das Wasser fliessen, und wundert sich, wohin? Immer bleibt der Horizont nach allen Richtungen hin abgesperrt. Wie ein Zauberkreis, so verfolgt uns dieser fünf Meilen weite, vollständig geschlossene Urwaldring auf der ganzen Reise. Wir fahren zwölf Tage lang mit Dampfergeschwindigkeit und sitzen am zwölften Tage anscheinend in der Mitte desselben waldbekränzten Schlammsees, in dem wir am ersten Tage sassen. Wie unser eigener Schatten, so bleibt uns der Waldkranz auf der ganzen zwölfhundert Meilen weiten Reise immer auf den Fersen. Nur ein Mensch würde sich dabei glücklich fühlen: Peter Schlemihl. Mit dem Flusse wenden wir uns nach rechts und links, aber ob wir nun schneller fahren oder langsam, ob wir auf dem

Verdeck stehen oder uns auf dem Dach des Pilotenhäuschens auf die Zehen stellen, immer bleibt uns dasselbe Bild: die dichte, undurchdringlichste, engumgrenzte Urwaldsmauer und Wasser in der Mitte! Wir sind auf dem Mississippi, wie etwa der Haft entsprungene Gefangene, die sich trotz ihrer wilden Flucht von hunderten von Meilen noch immer in der Mitte ihrer engen Zelle befinden. Sie wollen sie durchbrechen, aber die Zelle eilt ihnen nach!

Vom Wechsel der Scenerie ist auf dem Mississippi keine Rede, und deshalb ist die Dampferfahrt nicht nur langweilig, sie ist sogar unheimlich! Der Mississippi ist der unheimlichste, hinterlistigste Fluss der Welt, trügerischer wie ein Armenier! Immer hat er das Bestreben uns in's Verderben zu ziehen. Ueberall legt er uns neue Schlingen, und kaum glauben wir, deren Lage zu kennen, als er sie alle schon im Handumdrehen nach kaleidoskopischer Manier wieder verändert und verworfen hat, ohne sie jemals zu beseitigen. Die Geographen haben die grösste Mühe, seinen Lauf festzustellen. Es geht ihnen damit, wie den Jägern mit dem Kukuk, der ihnen immer davonfliegt, wenn sie glauben, ihn schon zu haben. Kaum sind die Ufer markirt, als sie auch schon mit tückischer Schnelligkeit gerade die entgegengesetzte Form angenommen haben. Heute ist hier ein Landvorsprung, dort eine Bucht. In zwei Wochen darauf haben Land und Wasser ihre Positionen verwechselt, an der Stelle der Bucht ist eine Halbinsel, an der Stelle der letzteren die Bucht!!

Seitdem sich der Mississippi aus den oberen Regionen Bahn nach dem Meer gebrochen, wechselt er auch seinen Lauf. Stets nimmt er ganze Acker, ja Quadratmeilen Landes von einem Ufer weg, und schwemmt es am entgegengesetzten Ufer an. Die Farmer und Baumwollpflanzer an seinen Ufern sehen mit Schrecken von Jahr zu Jahr Acker um Acker ihres Landes in dem gelben Nass des Stromes

verschwinden, aber dafür kommt es dem Herrn Nachbar am jenseitigen Stromufer wieder zu gute. Wenn immer das Wetter in den oberen Regionen sich verändert, oder das Frühjahr den Schnee im Gebirge schmelzen macht, sind regelmässig hunderte von Quadratmeilen Land unter Wasser, und kein Damm der Welt würde den Riesen in seiner Ausdehnung aufhalten. Nach Hunderttausenden und Millionen beläuft sich der Schaden, den der Mississippi häufig durch seine Ueberschwemmungen verursacht, ohne dass es dagegen eine Abhülfe gäbe.

Strombilder: Ein Dammbruch.

Das ist der Fluss, auf dem unser Dampfer gegen Süden fährt! Wir haben uns zur Ruhe begeben, aber vergeblich suchen wir in den engen Cabinen Schlaf. Die Maschinen stampfen, die grossen unregelmässigen Schaufelräder des Dampfers peitschen das Wasser und stossen häufig auf irgend einen jener Tausende von Baumstämmen, die aus den Urwäldern am Oberlaufe kommend, stromabwärts schwimmen; dazu

die einförmigen Rufe des „*Leadman*“, der die Wassertiefe misst, und ab und zu der markerschütternde Pfiff der Dampfpfeife, der wie die Trompeten unter den Mauern Jerichos dröhnt — es ist das Begrüssungszeichen der stromaufwärts fahrenden Dampfer, und vor Landungsstationen das Aviso für die Postleute.

Der Wasserstand war diesmal,*) wie überhaupt stets im Winter, sehr niedrig, und die Piloten suchten ängstlich nach ihren wohlbekannten Wassermarken, — Baumstämmen, Hügeln, Krümmungen u. s. w. — um darnach das richtige Fahrwasser zu finden. Häufig musste die Maschine eingestellt und das Schiff dem Stromlauf überlassen werden. Aber auch das genügte nicht. An einer Kette wurde ein Boot in den Fluss hinabgelassen, das bemannt mit dem zweiten Piloten und ein paar Matrosen, dem schwerbeladenen Dampfer vorausfuhr, um mit dem Senkblei das Fahrwasser zu untersuchen. Plötzlich hiess es zurück, das Pilotenboot hat eine Untiefe gefunden, die sich quer über den ganzen Strom hinzog. Die Bank konnte erst vor wenigen Tagen entstanden sein, denn in den Berichten, die jeder Pilote von seinen Wahrnehmungen macht, und in den Endstationen zur Warnung und Belehrung der andern Piloten deponirt, war diese Sandbank noch nicht erwähnt worden.

Da gab es nun kein anderes Mittel, um hinüber zu kommen als die Sandbank zu überspringen, „*to jump the bar*,“ wie das Flussvolk zu sagen pflegt. Wir konnten ja in finstrer Nacht nicht mitten im Strome umhertreiben. Allerdings ist es eine heikliche Sache, mit einem derartigen Dampfer von 3000 Tonnen Gewicht nebst Ladung über eine Sandbarrière hinwegzuspringen, und die Aussicht auf die damit verbundene Gefahr liess die Passagiere nicht ohne gewisse Eindrücke. Allein man musste sich in's Unvermeidliche fügen. Der Dampfer wurde durch den Strom langsam

*) Im Januar.

gegen die gefährliche Stelle hingetrieben, setzte dann all' seinen Dampf an, und fuhr nun mit voller Kraft auf die Bank los. Ein Stoss — ein Reiben und Knirschen auf dem Sande, das das Boot erzittern machte, und — wir befanden uns jenseits der Bank im tiefen Wasser! Aber damit war die Gefahr nicht vorüber, denn plötzlich ertönte vom Pilotenboote der Warnungsruf: „*Larboard Snag!*“ und in demselben Momente wurde das Schiff nach rechts herumgerissen, dass sich das Steuerrad wie ein Spinnrädchen drehte, und gerade senkrecht auf die Stromrichtung gegen das westliche Ufer zugesteuert, um dann diesem entlang weiter zu fahren. Der Pilot hatte sein Meisterstück im Steuern vollbracht. Die Gefahr war vorüber!

Von den Beschwerlichkeiten des Pilotenberufs kann sich eine gewöhnliche Landratte unmöglich eine richtige Vorstellung machen. In seinen Händen ruht die ganze Leitung des Schiffes auf der 1200 Meilen langen Fahrt von St. Louis bis New-Orleans. Er allein ist für das Fahrzeug verantwortlich und leitet dasselbe ganz nach seinem Gutdünken, ohne dass der Capitän das Recht hätte, oder es nur überhaupt wagen würde, ein Wörtchen mit hineinzureden. Findet es der Pilot für gut, einen ganzen Tag und allenfalls noch die ganze Nacht auf einer Stelle mitten im Flusse liegen zu bleiben, so thut er es, ohne sich um die Wünsche des Capitäns noch der Passagiere zu bekümmern, denn er allein wird bei Unglücksfällen zur Verantwortung gezogen. Seine Einkünfte sind gering. Es gab Zeiten, wo man dem Piloten für die einmalige Fahrt von New-Orleans nach St. Louis Tausende von Dollars zahlte. Jetzt aber ist die Concurrenz zu gross. Die Preise wurden bis auf 5 Dollars per Tag nebst freier Verpflegung herabgedrückt. Das Haupterforderniss für den Piloten ist die genaue Kenntniss des Flusses. Er muss auf den 1200 Meilen jeden Baumstamm, jede Sandbank, jede Biegung und Untiefe des

Stromes, ja noch dazu jede einzelne der tausend Landungsstellen kennen. Das liesse sich nun allerdings mit der Zeit erlernen, aber — diese Merkmale des Flusses bleiben sich

Stromleben: Im Pilotenhäuschen des Dampfers.

nicht gleich — sie ändern sich mit jedem Jahre, jedem Monat, ja mit jeder Woche! Je mehr man in das Geschäft der Flusspiloten des Mississippi eindringt, desto mehr muss

man ihre erstaunliche Gedächtnissgabe bewundern. Um den Lesern die Grösse ihrer Aufgabe verständlich zu machen, sei ein kleines Beispiel angeführt: Stelle man sämmtliche Häuser von Berlin in eine einzige Reihe, so würde es die Aufgabe des Piloten sein, jedes dieser zehntausende von Häusern in ihrer Aufeinanderfolge, ihrem Aussehen, ihrer Höhe und Beschaffenheit zu kennen, und nicht nur das, es müssten ihm die Namen und Reihenfolge sämmtlicher Kaufleute in dieser ganz Berlin umfassenden Häuserreihe bekannt sein, selbst dann, wenn man die Besitzer monatlich oder jährlich einmal wechselte.

Der Mississippi enthält auf seinen zusammen zweitausend sechshundert Meilen langen Ufern von St. Louis bis New-Orleans nur ein halbes Dutzend von Städten. Der Rest sind kleine, mitten im Urwald gelegene Pflanzungen, Ansiedlungen von zwei bis drei Häusern, an denen die Dampfer, ob bei Tag oder bei Nacht, anhalten müssen. Nun giebt es derartiger Stationen vielleicht ein Tausend, und es ist die Aufgabe des Piloten, die genaue Lage und den Namen jeder Pflanzung zu kennen, ohne dass ihm irgend welche Landkarten oder Bücher zu Gebote ständen. Ich erhielt ganz erstaunliche Beweise von der Begabung dieser Piloten. Die Regierung der Vereinigten Staaten liess nämlich an den Ufern des Mississippi zur Bezeichnung der Untiefen und Sandbänke ganz kleine Leuchtthürmchen in grosser Zahl errichten, die bei Tag durch ihren weissen Anstrich, für Nachtzeit durch das weisse oder rothe Licht auf die Gefahr aufmerksam machen. Die Lage dieser Leuchten muss je nach dem Verschieben der Sandbänke fortwährend gewechselt werden, so dass sie kaum einen Monat an derselben Stelle stehen bleiben. Ich erkundigte mich nun bei dem Piloten des „*City of Vicksburg*“ nach der Zahl dieser Leuchten. Er lächelte. „Ich habe sie nie gezählt,“ sagte er, „aber ich kann es Ihnen sofort sagen.“ Da-

mit begann er sie alle an den Fingern schnell aufzuzählen, und nannte mir innerhalb fünf Minuten die Zahl zweihundert und zwanzig. Ich fand später aus, dass er sich nicht um eine einzige Leuchte geirrt. Einmal, es war finstere Nacht, befahl der Capitän bei Dr. Dickinsons Plantage anzulegen. Die Passagiere sahen vom Lande nichts als einen dunklen Streifen in der Ferne und waren überrascht, wie der Capitän verlangen konnte, der Pilot möge unter den hunderten von Plantagen, jene bei Dickinson bei finsterer Nacht herausfinden! Aber wie staunten wir, als der Pilot ruhig fragte: „An welchem Ende, Capitän? am obern oder untern?“ „Dort, wo's zum Hause am nächsten ist,“ war die Antwort. Zehn Minuten darauf lagen wir hart am Lande, und der Capitän und Dr. Dickinson schütttelten sich die Hände, während die „*Roustabouts*“ (so heisst die Negerbemannung der Dampfer) ihre Baumwollballen aufluden!

Diese Piloten sind ein eigenthümliches Völklein. Aller Sinn für Naturschönheiten, für die Scenerie ist bei ihnen vollständig abwesend. Bewundern die Passagiere den schönen Sonnenuntergang, so denkt der Pilot an den bevorstehenden Regen, betrachten die Passagiere einzelne grosse Sycomoren oder mit Tilandsien behangene Cypressen wegen ihrer wunderlich geformten Laubkronen, so studirt sie der Pilot, weil sie für ihn das Zeichen einer Untiefe oder eines „*Snag*“ sind. Wehe, wenn er einige Minuten lang sich von seinem Posten entfernen würde!

Zudem ist die Thalfahrt von der Bergfahrt ganz verschieden. Fahren die Dampfer stromabwärts, so wählen sie den grossen breiten Hauptstrom, weil ihnen dann die Strömung des Flusses an Schnelligkeit hilft. Fahren sie jedoch stromaufwärts, so benützen sie alle Nebenarme und „Bayous“ und Eddies, die ihren Weg abkürzen und ausserdem keine starke Strömung enthalten, die ihnen im Wege sein würde.

Zur Zeit der Ueberschwemmungen kommt zu der Mississippi-Schifffahrt noch eine andere grosse Gefahr. In dem von Urwald begrenzten Theile, bei Vicksburg ist dieselbe allerdings nicht vorhanden, aber im Staate Louisiana wurde der Urwald bis auf viele Meilen landeinwärts ausgehauen, und an seiner Stelle befinden sich tiefliegende Zuckerplantagen, die im Frühjahr bis auf dreissig oder gar vierzig Meilen in der Runde vollständig unter Wasser sind. Dazu kommt der Nebel und der von den brennenden Rückständen der Zuckerplantagen, der Begasse, erzeugte dichte weisse Rauch, der alles mit einem undurchdringlichen Schleier überzieht. Gar häufig kommt es denn vor, dass der ungeübte Pilot in dem durch die Ueberschwemmung entstandenen unübersehbaren See das richtige Strombett verlässt und irgendwo landeinwärts fährt. Wohl gelingt es ihm mitunter wieder in den Fluss zurückzukommen, aber ebenso häufig bleibt der Dampfer am festen Lande sitzen, und fliesst dann das Wasser ab, so ist es schwer, wieder loszukommen. Zuweilen sogar kann man den seltenen Anblick eines grossen Mississippi-Dampfers mitten auf trockenem Lande eine Meile vom Strome entfernt geniessen. Wie man sieht, liegt doch viel Reiz in den Mississippifahrten!

VI.

Memphis.

Am zweiten Tage unserer Abreise von Cairo goss es in Strömen hernieder, und die entfernten Uferszenerien waren in einen dichten Nebelschleier gehüllt. Wir gleiten durch den Regen auf der ruhigen Wasserfläche dahin, und langweilen uns nach Herzenslust in dem langen Salon unseres Dampfers. Wir meiden die beiden Enden des Salons, denn an dem einen Ende spielen die männlichen Passagiere „*Poker*“, das berüchtigte Hazardspiel des Westens, an dem anderen spielen die weiblichen Passagiere Klavier. An dem einen kann man also sein Geld, an dem andern sein Hören und Sehen verlieren, während man bei der grossen Länge des Salons in seinem mittleren Theile ziemlich ausser Gefahr ist.

Wir passirten der Reihe nach ein Dutzend „*Landings*“, nahmen von jeder derselben die Briefpost in Gestalt eines höchst schlaffen Lederbeutels mit und wuschen dafür der zukünftigen Stadt so viel von ihren zuckerleicht zerfliessenden senkrechten Stromufern weg, dass man beinahe voraussagen konnte, nach wievielmaligem Anlegen der Dampfer die Stadt in den Strom purzeln müsste.

Nach zweimal vierundzwanzig Stunden gelangte der Dampfer „*City of Vicksburg*“ vor Memphis. Der ganze Horizont war in ein graues Wolkenkleid gehüllt, und die Luft vom Regen wie mit schiefen parallelen Linien durchzogen, deren Anfang der Himmel, und deren Ende in den Tropfen lag, die sie beim Auffallen auf die Wasserfläche gurgelnd emporwarfen. Diese Atmosphäre war eine höchst passende Staffage zu dem Panorama von Memphis, das sich wie ein Brockengespenst oder wie ein Wolkenschatten vor uns entrollte. Wir sahen davon im ersten Momente nur drei lange Linien, eine weisse unterste, eine gelbe in der Mitte und eine schmutzig braune oben, die sich später als die steilen, sandigen Bluffs, die weissen Dampfer zu ihren Füssen und die imposante Häuserreihe der Front Street auf ihrer Höhe entpuppten. Die Piloten liessen die Dampfpfeife ertönen, und landeten endlich nach langem Manöveriren um eine gerade vorliegende Sandbank herum an dem Quai von Memphis.

Ich will diesmal nicht von der schrecklichen Epidemie sprechen, welche einige Monate vor meinem Besuch aus der Stadt ein ungeheures Krankenlager und ein grauenhaftes Leichenfeld machte. Es gilt hier nur, ein kleines Bild von jener Stadt zu geben, nach welcher bisher nur Doktoren, Krankenwärter und Handlungsreisende, aber nie Touristen gekommen. In Bezug auf den Besuch sind das cis- und das transatlantische Memphis einander gerade entgegengesetzt. Ich fand in der Residenz des Königs Rhamses ebensowenig Krankenwärter, wie ich Touristen in der Residenz des „Königs Cotton“ fand. Auch die Gefühle, die uns beim Betreten der beiden Städte überkamen, waren von verschiedener Natur. Allerdings betrafen beide die Vergangenheit. Allein während diese in dem egyptischen Memphis Tausende von Jahren zurückgreift, sitzt sie uns in dem amerikanischen Memphis so frisch und so unmittelbar auf den

Fersen, dass wir noch in derselben schwülen Luft zu athmen vermeinten, die vor einigen Monaten herrschte, als „*Yellow-Jack*“ seinen Karneval in Memphis abhielt. Eine gewisse Voreingenommenheit lässt uns in dem ersten Moment Alles in ganz unheimlichem, düsterem Lichte erscheinen, und ich kann mich nicht entsinnen, auf meinen Wanderungen durch vier Welttheile eine Stadt mit ähnlich unangenehmen Empfindungen betreten zu haben. Dazu kam der Regen, der den Rauch und die Athmosphäre innerhalb der Mauern der Stadt gefangen hielt; der fusstiefe Koth, der langsam die Rampen hinab in den Mississippi kroch und unsere Ueberschuhe bei jedem Schritte mit seinen weichen Polypenarmen vom Fusse zu reissen drohte; die Ruhe und Schweigsamkeit, die überall herrschte. Wir glaubten auf jedem noch so ledernen Gesichte die Spuren des gelben Fiebers zu lesen. Wir fanden uns in unserem feuchten Zimmer unbehaglich und dachten an die jüngste Epidemie, als wir uns zu Bette legten.

Als am nächsten Morgen die Sonne des Südens uns recht warm zum Fenster hereinschien und Alles mit ihrem hellen, heiteren Lichte umfloss, fanden wir, dass das Zimmer gar nicht so unbehaglich, das Hotel mit der grauenvollen Vergangenheit gar nicht so grauenhaft und die Gesichter gar nicht so gelb waren, als wir uns Tags vorher vorgestellt. Ein kurzer Spaziergang durch die Stadt endlich zeigte uns mit jedem Schritte neue Wunder und söhnte uns mit Memphis theilweise aus. Von der Epidemie war auch keine Spur vorhanden. Die Strassen waren belebt, die Physiognomien heiter, und man konnte wirklich in Zweifel kommen, ob man sich nicht im Kalender geirrt und vor der Epidemie hierhergerathen.

So unglaublich es auch scheinen mag, so wahr ist es doch; Memphis, das noch vor drei oder vier Monaten von seinen 40000 Einwohnern kaum die Hälfte in seinen

Mauern barg, das von diesen 20000 Menschen nicht weniger als 19000 auf dem Krankenlager sah, und endlich von

Memphis: Am Stromufer.

diesen 19000 über 5000 zu Grabe trug, dieses Memphis hat heute mehr Einwohner als jemals, und jede äussere Spur der Epidemie ist vollkommen verwischt.

Eine andere Epidemie war für Memphis verhängnissvoll, und hatte wohl nicht den Tod seiner Einwohner, aber dafür den Tod der ganzen Stadt zur Folge: Die Epidemie der Steuer-Verweigerung. Seit vielen Jahren konnten zwei Drittheile sämmtlicher Steuern nicht eingetrieben werden, während gleichzeitig das dritte Drittheil von einer gewissenlosen Bande zu ihrer eigenen Bereicherung verwendet wurde. Für die laufenden städtischen Ausgaben wurden Millionen von Schulden kontrahirt, die aber ebenso den Weg in die Taschen der städtischen Behörden wanderten. Die Kranken- und Waisenhäuser der Stadt blieben ohne Subsidien — die nothwendigsten und für die Gesundheit, das Wohl und die Zukunft der Bewohner erforderlichen Strassenreinigungs- und sonstigen Arbeiten mussten wegen Mangels an Geld unterbleiben, die Interessen der fünf Millionen Dollars betragenden Stadtschuld konnten nicht bezahlt werden, und selbst die Feuerwehrmannschaft und die Polizei-Leute verrichteten seit Monaten ohne Besoldung ihren Dienst. Es waren Zustände, welche direkt aus der Türkei, diesem Musterlande aller Staats- und Stadtverwaltungen, importirt zu sein schienen.

Da war es denn kein Wunder, dass die Stadt Selbstmord beging, und ihr Geist sich zu jenem ihrer pharaonischen Schwester versammelte. Memphis war todt, mausetodt, besass weder Mayor noch Stadtrath, und hatte überhaupt aufgehört, Stadt zu sein. Memphis war eben nur ein Theil des Staates Tennessee, ebenso wie jeder Wald oder jeder Sumpf, und die auswärtigen Briefschreiber erlaubten sich auf ihren Adressen ganz grausame Spässe; wie z. B.: „An X. X. in der Südwest-Ecke des Staates Tennessee“ oder an X., dort, wo einst Memphis war“ — oder an X., Dampfer-Landungsplatz an der Wolffluss-Mündung“ oder an X. in „Gelbfieberstadt“ (früher Memphis).“

Nachdem die Legislatur von Tennessee das Gesetz angenommen, wodurch der Freibrief der Stadt Memphis widerrufen und das Territorium, auf welchem die Häuser der ehemaligen Stadt stehen, einer Verwaltungs-Commission unterstellt wurde, wandten sich die Gläubiger, welche durch dieses Kunststückchen betrogen werden sollten, an den Bundesrichter Baxter um Abhilfe. Dieser unterzog das ganze Verfahren der Memphiser und der Legislatur von Tennessee einer Prüfung und gab eine Entscheidung, worin er einem amerikanischen Blatt zufolge, das Gesetz für Aufhebung des Freibriefs von Memphis für null und nichtig erklärt. Die Thatsachen fasst er in den Motiven des Urtheils wie folgt zusammen: Die Legislatur von Tennessee hat die Municipalität von Memphis als Corporation geschaffen und ihr damit das Recht gegeben, Schulden zu machen und Vermögen zu erwerben. Dies hat die Corporation denn auch gethan. Jetzt schafft die Legislatur die Corporation wieder ab, nimmt deren Vermögen für sich selbst in Beschlag und heisst die Gläubiger zusehen, woher sie etwas bekommen. Der Richter entscheidet, dass hierdurch Contraktverbindlichkeiten gebrochen werden, was eine Verletzung der Verfassung sowohl der Vereinigten Staaten als auch des Staates Tennessee ist. Er hat deshalb einen „Receiver“ eingesetzt, der im Interesse der Gläubiger das Vermögen der Stadt in Verwaltung nehmen und die Steuern einziehen soll.“

Obschon Memphis, wir wollen der Kürze wegen diesen Namen beibehalten, an der Südspitze eines Südstaates gelegen ist, kann man es doch nicht eigentlich als eine südliche Stadt bezeichnen. Sie erinnerte mich in ihrem Aussehen mehr an die Städte des Westens, an jene von Missouri, Kansas und Illinois. Ihre Anlage und ihre Bauart ist dieselbe; ihr Strassen- und Wirthshausleben ist dasselbe, und nur etwas hat sie mit dem Süden gemein: die Magnolien und Bananen in den Gärten, den etwas trägen

Charakter seiner Bewohner und — die Carpetbagger*) — jene unter der südlichen Sonne so üppig gedeihende Pflanzenart, welche der botanisirende Südländer unter die schmarotzirenden Kakteen einrangiren würde.

Das Strassennetz von Memphis erfreut sich grosser Regelmässigkeit. Die breite, mit imposanten Gebäuden besetzte *Main-Street* ist zwischen St. Louis und New-Orleans die schönste Strasse am Mississippi. Auf einer

Memphis: Kleine Baumwolldiebe.

Länge von zwei Meilen enthält sie hübsche Häuserreihen und grosse öffentliche Bauten. In ihrer Mitte wird sie durch den schattigen *Magnolien-Square*, genannt *City-Park*, unterbrochen, und hier befinden sich auch die zwei grössten Gebäude der Stadt: die *Oddfellows-Hall* und das *Peabody-Hotel*. Die der *Main-Street* gegen das Ufer zu vorliegende

*) Professions-Politiker aus dem Norden.

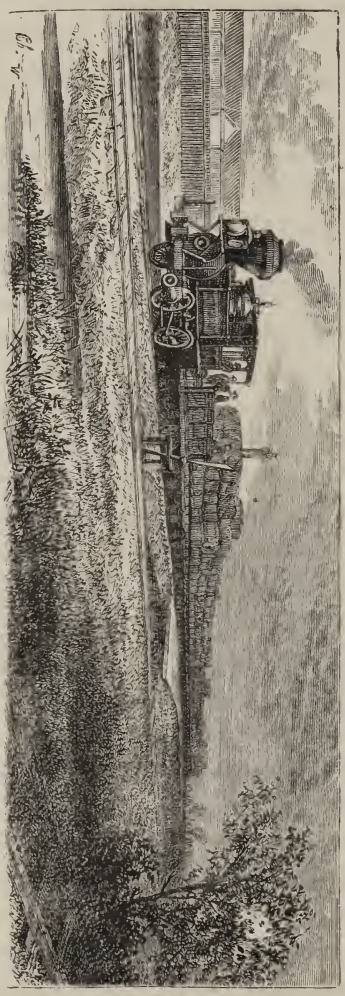
Front-Street ist der Hauptstapelplatz des Waarenhandels, der Früchte, Nahrungsmittel und Baumwolle. Memphis ist ungeachtet der letzten trüben Ereignisse noch immer einer der Hauptstapelplätze des Baumwollenhandels, ja der letztere ist sogar in steter Zunahme begriffen, da die Stadt im Mittelpunkte einer ausgedehnten Baumwollenregion liegt, gute Flussverbindungen mit ihr unterhält und auch mehrere hundert Meilen in der Runde keine Konkurrenz besitzt. Die jährlich bis zu einer halben Million Ballen hier einlaufende Baumwolle findet ihre Käufer zu grösseren Theilen in Neu-England, zu geringeren in England und Deutschland, und obgleich die Hauptmassen der Baumwolle per Eisenbahn weiter befördert werden, beginnt doch der Flussverkehr immer mehr davon zu absorbiren und New-Orleans, nicht New-York, zum Ausfuhrhafen zu machen. Das Eisenbahnnetz von Memphis ist sehr bedeutend. Die Stadt ist durch fünf Linien mit Charleston, New-Orleans, Louisville, St. Louis und dem „grossen Südwest“ aus direkt verbunden, und dazu kommt noch seine centrale Lage an der Hauptarterie des Waarenverkehrs, am Mississippi.

Main-, Front- und Second-Street sind die Hauptstrassen von Memphis; die elegante Welt hat sich in der Vance Street und ihre umliegenden Stadtviertel angesiedelt. Die Strassen sind alle breit, gerade und luftig, und es wären alle Bedingungen vorhanden, aus der Stadt einen so gesunden Wohnort zu machen, dass ihm die vom westlichen sumpfigen Mississippiufer herüberwehende Malaria im Sommer nicht viel anhaben könnte. Es besitzt landeinwärts einen grossen schönen Park mit hohen Bäumen, viele Gärten und schattige Spaziergänge. Aber der Krebsschaden der Stadt waren die korrupte Verwaltung, die Trägheit und der Egoismus ihrer Bewohner, die nur auf ihren eigenen Erwerb bedacht, und zu blind und gierig waren, um einzusehen, dass ein paar Dollars zur Reinigung der Strassen, zur Her-

stellung einer ordentlichen Canalisation u. s. w. sich nicht nur tausendfach bezahlen, sondern das Leben der Einwohner sichern und verlängern würden. Diese Einwohner vergassen, dass sie nicht nur Pflichten gegen sich selbst und die Scholle, auf welcher sie wohnen, zu erfüllen hätten, sondern dass sie von den ganzen Vereinigten Staaten zur Verantwortung gezogen werden könnten, weil sie durch ihre grenzenlose Nachlässigkeit mitten im Lande einen Herd der Epidemien schufen.

Der Zustand der Strassen und vieler Höfe und Seitengässchen war zur Zeit meiner Anwesenheit grauenerregend. Ich hatte vorher viele ungarische, bulgarische, türkische Städte gesehen, aber alle zusammen genommen schienen reinlich im Vergleich zu der Kothlache, in welche die Häuser von Memphis hineingebaut sind, und in welcher seine Bewohner tagtäglich lieber bis an die Knie versanken, ehe sie ihre Steuern zur Beseitigung dieses schmachvollen Zustandes bezahlten. Memphis hatte sich sein Unglück vom vergangenen Jahre nur selbst zuzuschreiben. Schon die elenden, vom Mississippi zur Stadt emporführenden Strassen liessen uns den greulichen Schmutz ahnen, der im Winter und Frühjahr, und den grundlosen Staub, der in der trockenen Jahreszeit in Memphis herrschen musste. Die Stadt wird im Rücken von einem Bayou, einem engen, versumpften Arm des Mississippi eingeschlossen, der in den nördlich gelegenen Wolf-River mündet und, wie dieser, nur im Frühjahr bei hohem Wasserstand des Mississippi Wasser enthält, sonst jedoch ganz versumpft ist. In diesen Bayou münden die Cloaken von Memphis. Er empfängt allen Unrath der Stadt, alle Aeser und Abfälle. Sie bleiben den Sommer über liegen und verfaulen, ehe das nächste Herbstwasser sie hinaus in den Fluss schwemmt. Es wäre ein Leichtes gewesen mit geringen Mitteln den Bayou, sowie den Wolffluss zu kanalisiren und Wasser hineinzulenken, allein die musterhafte Stadtbehörde wies alle darauf hin-

zielenden Anträge ab. Die Strassen der Stadt, von der ersten und vornehmsten bis zur letzten, waren in einem Zustande, der, wie gesagt, jeder Beschreibung spottete. Man kann sich kaum einen Begriff machen von den Gebirgen, den Schlünden und Löchern, zu welchen das sogen. Nickelsonsche Holzpflaster die Strassen gemacht. Die armen Pferde und Maulthiere versanken knietief in den Morästen und Löchern. Die Baumwollkarren blieben jeden Augenblick darin stecken und zerbrachen Räder und Deichseln; die Pferdebahn-Geleise hatten die Unebenheiten des Terrains angenommen, und die Stösse und Rüttler, denen die Passagiere ausgesetzt waren, liessen sie, wenn nur irgend möglich, stets jede Wagenfahrt vermeiden. Dazu der Schmutz in den Seitenstrassen, die Pfützen auf den zahlreichen Baustellen, der Kehricht von Monaten in den Strassen — und man hat ein Kulturbild aus dem Bulgarien Amerikas. Und in diesen Strassen lebten Weisse! Sie wateten täglich hindurch, sie kannten die schrecklichen Folgen dieses Un-



Ein Baumwolltrain.

raths, die Miasmen und Malaria, die sich daraus entwickeln, und dennoch verweigerten sie, die dringendsten Steuern zu zahlen, um daraus Mittel zur Strassenreinigung und Pflasterung zu bestreiten!

Die Geschichte der Stadt ist grauenerregend. „*Yellow Jack*“ kam im Jahre 1855 zum ersten Male nach Memphis. Die Bewohner starben wie Fliegen dahin, aber sie wurden durch andere ersetzt und alle Spuren des Unglücks waren in wenigen Monaten verwischt. 1867 kam „*Yellow Jack*“ zum zweiten Mal. Wieder wüthete er in den Mauern der Stadt, aber die Bewohner liessen sich auch diesen zweiten Besuch nicht zur Lehre dienen. Alles blieb beim Alten. Im Jahre 1873 kam „er“ zum dritten Male und hauste schrecklicher, entsetzlicher als jemals. Dreitausend Personen starben damals von etwa der dreifachen Einwohnerzahl innerhalb zweier Monate. Die Stadt war nur ein einziger Leichenhof. Ein Novemberfrost vertrieb endlich die Fieberfurien aus der Stadt — vierzehn Tage darauf zählte Memphis mehr Einwohner als jemals.

Memphis: Strassentypus.

Wieder blieb Alles beim Alten. — Die Einwohner kümmerten sich nicht um das vergangene Elend, sie dachten nur an das Kommende. Ihr einziges Streben war Erwerb. Memphis wurde nicht von Bürgern, sondern von Egoisten bewohnt, deren einziges Bestreben darauf gerichtet war, Geld zu machen. Eigennutz ist das grosse Motiv des Elends der Stadt. Die Gemeinde, das öffentliche, gemeinschaftliche Wohl, die Scholle, auf der sie wohnten, galt ihnen nichts, nur ihre eigene Person wollten sie bereichern, und wenn sie reich genug waren, zogen sie mit ihrem Gelde davon.

Da blieb denn auch nach der furchtbaren Epidemie von 1873 Memphis ebenso schmutzig, morastig und elend, wie es vorher war. Kein Hahn krähte um den Zustand der Stadt. Die Folgen waren vorauszusehen. 1878 kam und mit ihm die fürchterlichste und ekelerregendste Strafe, die eine Stadt jemals zu überstehen hatte. Zum vierten Male hatte sich das gelbe Fieber in den Strassen, den Häusern, den Sümpfen und Kothlöchern von Memphis eingenistet und wüthete in einer Ausdehnung, die jeder Beschreibung spottet. Von den 60000 Einwohnern der Stadt flohen 40000 von dannen. 19000, darunter 12000 Schwarze, blieben zurück. Von diesen 19000 wurden 18000 auf das Krankenlager geworfen. Nahezu alle Bewohner hatten die furchtbare gelbe Krankheit durchzumachen, und von diesen 18000 starben innerhalb zweier Monate über 5000!!!

Das geschah etwa sechs Monate vor meinem Besuche der Stadt. Zu dieser Zeit, im Februar 1879, zählte Memphis wieder nahezu sechzigtausend Menschen; drei Monate nach meinem Besuche war diese Bevölkerung infolge der sich mehrenden neuen Fieberanfälle und der Furcht vor einer Epidemie auf 20000 Seelen zusammengeschmolzen. Die Anderen hatten das Weite gesucht. Abermals war Memphis vom gelben Fieber heimgesucht und die grauenerregenden Szenen des vergangenen Jahres spielten sich tagtäglich auf's Neue ab!

Erst jetzt, nach jahrelanger und jährlich wiederkehrender Warnung, nach ganz unglaublicher Fahrlässigkeit, nach den furchtbaren wiederholten Strafen, welche die Stadt in Gestalt des Gelbfiebers heimgesucht haben, — endlich scheint Memphis zur Einsicht gekommen zu sein, dass auf der strengen Beobachtung sanitärer Massregeln die ganze Zukunft seiner Einwohner beruht. Endlich sahen auch die Zeitungen ein, dass es besser sei, lieber das Zehnfache der hierzu ausgeschriebenen Taxe zu bezahlen, als abermals im

kommenden Jahre die Seuche in den Strassen wüthen zu sehen und 5000 Fieberleichen zu begraben.

Wie das New-Yorker „Belletristische Journal“ meldet, hat sich in der That auch schon „die alte Peststadt in eine neue, in sanitärer Beziehung musterhafte Stadt verwandelt. Man drainirte den Boden und legte ein gut ventilirtes, leicht zu reinigendes Abzugskanalsystem von 20 Meilen Länge an. Die feuchten Keller der Häuser wurden gründlich desinfizirt und mit jenem Abzungskanal in Verbindung gesetzt. Die Bayous verband man durch Kanäle und legte Schleussen an, so dass sie auch bei niedrigem Wasserstand des Mississippi ihren frischen Zufluss erhielten und in der Hitze nicht zum Sammelplatz von Schlamm und Unrath würden. Die Kosten dieser Arbeiten beliefen sich auf ca. 200 000 Dollars. Bekanntlich ist das gelbe Fieber in diesem Jahre auch thatsächlich ausgeblieben, und die Stadt ersparte dadurch abgesehen von allem Andern in direkter Weise an 2 Millionen Dollars. Zweiundzwanzig Epidemien sind seit ihrer Gründung über sie hereingebrochen. Welche Summen wären ihr erspart worden, und welche Stellung müsste sie heute einnehmen, hätte man die jetzt gethanen Schritte schon vor 50 Jahren begonnen?“

Memphis ist auf dem Wege nach dem Süden die erste Stadt, in der man bereits Neger im öffentlichen Staats- oder städtischen Dienste antrifft. Hauptsächlich gefallen sie sich als Polizisten. Während der Epidemien hielt sich die Negerbevölkerung überhaupt so gut und willig, dass man ihnen schon damals den Sicherheitsdienst in der Stadt übertrug und eine Anzahl von ihnen auch nachher in dieser Stellung beliess. Die Mehrzahl ist jedoch in den Baumwollpressen und auf den „*Levees*“ d. h. im Hafen beschäftigt, wo es das ganze Jahr über viel zu thun giebt. Memphis ist nächst St. Louis und New-Orleans der bedeutendste Mississippihafen, und so zu sagen der Mittelpunkt des ganzen Dampfer-

verkehrs im grossen Stromgebiete, die Nebenflüsse mit eingerechnet. Beispielsweise will ich hier die Dampferanzeigen des ersten besten Tagesjournals von Memphis anführen, aus denen allein man schon den regen Schifffahrtsverkehr erkennen kann. Unter dem Titel „*Steamboats*“ finden wir an einem Tage allein dreizehn Dampfer annoncirt, die nach folgenden Bestimmungsorten abzugehen hatten: für alle „*points*“ (d. h. Landungsstellen) des Whiteflusses, Vicksburg, zwei für Louisville und Cincinnati, eins für Cairo und St. Louis, zwei für die am Arkansasfluss gelegenen Städte Pine bluff, Little Rock u. s. w. bis Fort Smith im Indianerterritorium, zwei für Osceola, je eins für New-Orleans, den St. Francisfluss, den Black River und Helena. Wie man sieht, wird der ganze Staat Arkansas bis weit an die westlichen Grenzen desselben, ferner der Staat Mississippi, Kentucky, Tennessee und Louisiana von Memphis aus befahren, und die Dampfer dringen auf den zahllosen Wasserwegen und Bayous bis in Gebiete ein, die von Eisenbahnen kaum durchzogen werden können. Das ganze mehrere hunderttausend Quadratmeilen umfassende Baumwollengebiet ist also hauptsächlich auf Memphis angewiesen und es unterliegt keinem Zweifel, dass die Stadt berufen ist, eine der Metropolen des Mississippibeckens zu werden.

VII.

Yellow Jack!

New-Orleans, Mobile, Charleston, Savannah, Louisville und Memphis, all' diese Grossstädte des amerikanischen Südens werden in manchen Jahren von zwei Gästen besucht, die ihnen allen gemeinsam sind: Zwei Gäste grundverschiedener Natur. Der eine Gast kommt im Sommer, der andere im Winter. Der Erste in schrecklicher Gestalt, heimtückisch, mörderisch, die gelbe Todtenmaske vor dem Gesicht — der Zweite als König der Freude und Lust. Der Erste kommt gegen den Willen der Bewohner. Sie scheuen und fürchten und verdammen ihn. Der Zweite wird von den Bewohnern mit Freuden erwartet und gesucht.

Die beiden Gäste repräsentiren: Das gelbe Fieber — und den Karneval. Krankheit und Freude — Tod und Leben.

Es ist eigenthümlich, dass der Karneval in Amerika bis jetzt ausschliesslich nur in jenen Städten seinen Einzug hielt, welche alljährlich oder auch nur in gewissen Zeitperioden vom gelben Fieber heimgesucht werden. Es kann wohl keinen grösseren Kontrast geben als diesen. Er erinnert uns unwillkürlich an das bekannte Bild, das von der Nähe besehen zwei Liebende darstellt, in der Ferne aber — ein Todtenkopf ist. — So war es auch wieder vor zwei

Jahren. New-Orleans, die stolze Königin des Südens, war mit dem Anbrechen des Sommers wieder zum Herde des „*Yellow Jack*“ geworden.

Woher das gelbe Gespenst gekommen? Wer kann es sagen? Hatte Aeolus seine Hand im Spiele und brachte die entsetzliche Pest aus den Sümpfen von Louisiana herüber? War es der Mississippi, dieses träge, schlammige Meer, das die Fieberengel geboren? Oder stack die mörderische gespensterhafte Heerde in den Kloaken und Sümpfen und Niederungen der Stadt selber? — Wer kann es sagen?

Der Ursprung war ungewiss. Die Thatsache desto gewisser. Hunderte wurden täglich von dem meuchlerischen gelben Tod überfallen. Hunderte, die am Tage zuvor die glücklichsten, gesundesten Menschen waren, lagen heute in schrecklichen Krämpfen und Delirien darnieder, und ihr Geheul durchzitterte die faule, übelriechende Atmosphäre der Stadt. Hunderte lagen als verzerrte Leichen von orangegelber Farbe in den Strassen, in den Markthallen, in den Häusern, und die Todtengräber walteten Tag und Nacht ihres Amtes. Die Läden waren gesperrt, die Strassen verödet, wie ein einziges grosses Leichenfeld. Meuchlerisches, tückisches Uebel! Wie eine Klette hatte es sich in der Hauptstadt festgesetzt und klebte an den Häusern, an den Bäumen — und lag in den Kloaken und versteckte sich in den Wohnungen, in den Betten. Man suchte es, um es zu erwürgen, im Keime zu ersticken, aber wer es fand, war des Todes. Da gab es keinen Widerstand. Selbst die Naturkräfte hatten sich gegen die Menschheit verschworen. Die Stürme, welche die bösen Geister, die vielleicht unsichtbar über der Stadt in den Lüften schwebten, hätten verjagen können, sie blieben aus. Kein Lüftchen rührte sich. Die schwarzen Wolken, die fern am Horizont sich manchmal zu Bergen aufthürmten, und die mit ihrem nassen Gehalt die Luft hätten reinigen können, blieben ferne. Kein Tropfen Regen fiel vom Himmel

herab. Die Wärme war tropisch — erdrückend. Nur ein Tag Kälte und das Uebel wäre weitergezogen, oder erstickt gewesen. Aber die Kälte blieb aus und die Luft blieb schwül und schwer und feucht. Kein Wechsel, kein Regen, kein Wind! So verbanden sich die Elemente zum Kriege gegen die Stadt, und mit so mächtigen Bundesgenossen wüthete das schreckliche Fieber unter den Menschen.

Da gab es kein Mittel als die Flucht. Fort aus der Pesthöhle — fort aus den Sümpfen, dieser Brutstätte alles Uebels. In der furchtbarsten Erregung, zitternd, halb wahnsinnig und unbewusst, ob nicht jetzt oder im nächsten Momente das Gespenst auch sie erfassen und tödten würde, so standen Tausende an den Docks und erwarteten den Dampfer, um die unheilvolle Stadt zu verlassen. — Neger in zerlumpter Kleidung, hochgewachsene Pflanzer mit ihren Familien, Handelsleute, Soldaten, schöne Frauen und Mädchen und Kinder und — wer konnte es wissen, ob nicht auch hier bereits das unsichtbare Gespenst durch die Reihen zog und sich an diesen oder jenen heftete? In Todesangst blickten sie einander an und forschten bis ins Weisse der Augen, ob sich nicht jene unverkennbaren Symptome des *Yellow Jack* zeigten, das mit so entsetzlicher Schnelligkeit dem blühendsten, kräftigsten Leben ein Ende bereitet — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Und diese Angst erstreckte sich nicht nur auf die Stadt und die ganze Ufergegend des Mississippi. Sie hatte die Bewohner des ganzen Staates, ja des ganzen amerikanischen Südens mit seinen Millionen Menschen ergriffen. Der Epidemie des Fiebers zog auch die Furcht epidemisch voraus. Jeder Staat, jede Stadt, jeder Bewohner schützte sich, so gut er konnte.

Wie New-Orleans, so war auch Vicksburg, dann Grenada dann Memphis vom gelben Fieber befallen worden. Zu spät hatte man in Memphis die Quarantäne errichtet. Man

hatte die Stadt verbarrikadirt, als das Fieber sich bereits eingeschlichen, und langsam seine Opfer begehrte. Zuerst eins, dann zwei, dann zwanzig, dann tausend! Es wüthete und warf halb Memphis auf das schrecklichste aller Krankenlager und stiess es in die kaum geöffneten Gräber hinab. Dagegen gab es keinen Schutz. Wohl brannten die Theerfässer bei Tag und Nacht, und die rothen Rauchwolken stiegen zum Himmel empor. Aber sie nahmen die Miasmen nicht mit hinauf, die Urheber des Uebels. Wohl war die Stadt verbarrikadirt, und selbst die spärlichen Lebensmittel, die aus der verlassenen Umgegend herbeigeführt wurden, mussten desinifizirt werden. Aber das half ja dem Uebel nicht ab, das sich hier in der von Schlammflüssen durchzogenen und schmutzstarrenden Stadt eingenistet hatte.

Im August hatte „*Yellow Jack*“ in Memphis den Höhepunkt erreicht. Täglich fielen Hunderte der schrecklichen Epidemie zum Opfer. Die Stadt war wie ausgestorben — ein einziges grosses Leichenfeld. Zwei Dritttheile der Bevölkerung hatten Memphis verlassen, und nur die Armen, Alten und Kranken waren zurückgeblieben, eine sichere Beute für den tückischen Feind. Die Häuser waren verschlossen. Vor vielen brannten Lämpchen, ein Zeichen, dass der Tod hier eingekehrt. Oft waren deren mehrere in einem Haus, und aus den Fenstern hingen schwarze Tücher. Die Läden waren auch am Tage geschlossen, denn ihre Besitzer waren fort oder gestorben.

Furchtbares Uebel! Heimtückisch rafft es in wenigen Stunden die blühendste Jugend hinweg! Ein leichtes Unwohlsein, eine Stunde darauf Fieber, dann das grässlichste Delirium, dann der — gelbe Tod. An den Strassenecken, in den Squares, in den Häusern findet man Kranke, die plötzlich von dem Uebel ergriffen wurden, oder gar Leichen, krankhaft verzerrt und starr. Nahrungsmittel fehlen. Fleisch verdirbt in der verpesteten, übelriechenden Atmosphäre in

wenigen Stunden und wird schwarz. Entsetzlich ist das Geheul, das aus manchen Häusern dringt. Es währt nicht lange, gar bald ist es still. Edle, opferwillige Männer kommen mit den Särgen und nageln sie zu und fort gehts auf das Leichenfeld! In der Nacht ist alles ruhig. Nur die vermummten Aerzte und die Leichenwagen eilen durch die Strassen, und aus der Ferne ertönt mitunter das Geräusch der Eisenbahnzüge, die in Windeseile und wie von Furien gejagt, an den verpesteten Städten vorüberfliegen, ohne anzuhalten. — Die Reichen flüchten sich nach dem Norden, nach St. Louis oder Cincinnati oder in irgend eine andere sichere Stadt, sobald auch nur das Fieber ausgebrochen. Die ärmeren Bürger errichten sich ausserhalb der Städte auf den Anhöhen in ziemlicher Entfernung Zeltlager, wohin sie mit ihren Familien ziehen — die Armen und Neger bleiben zurück, die letzteren wohl theils wegen ihrer Armuth, theils weil sie verhältnissmässig vom Fieber weniger heimgesucht werden, als die Weissen. Aber es giebt in jenen Städten viele edle Menschen, Männer und Frauen, die den Tod nicht fürchten, die zurückbleiben, und mit wahrhaft heldenmüthiger Aufopferung die Kranken und Sterbenden pflegen; — die ihnen Arzneien bringen, bei ihnen Tag und Nacht warten — sie begraben. Unermüdlich sind sie thätig, bringen bald Nahrungsmittel, halten Ordnung in den verlassenen Städten. Amerika, das man oft als das Land des Schwindels und des kalten Erwerbs bezeichnet, besitzt auch wieder Institutionen, die auf der Welt nicht ihres Gleichen haben; und Menschen, die an Edelmuth und Nächstenliebe die Beispiele der Alten in den Schatten stellen. Da ist zunächst die „*Howard Association*“ hervorzuheben, ein Verein zur Pflege und Unterstützung der Kranken, der über die meisten Städte des Südens verzweigt ist, und dessen Aerzte, Wärter und Agenten sich mit den edlen Bürgern der Städte zu jenem hochherzigen, edlen Berufe vereinigen. Ohne diese

Hilfe der *Howard Association* wären die Zustände in den Mississippistädten zur Zeit des gelben Fiebers noch unsagbar grauenhafter und entsetzlicher gewesen als sie es so schon waren, und es ist deshalb vollkommen am Platze, der *Association* und ihren Mitgliedern bei jeder Gelegenheit, wenn auch nur mit Worten, ein Ehrendenkmal zu setzen. Dasselbe gilt auch von vielen Bürgern, Post- und Telegraphenbeamten, Aerzten, Journalisten und Zeitungsherausgebern, die ihrem Berufe während der Epidemie und inmitten der grässlichsten Szenen folgten. Colonel Keating z. B. der Herausgeber des „*Memphis Appeal*“ führte sein Blatt täglich fort, obschon seine Redakteure, Setzer und Drucker krank darniederlagen oder hinstarben. Das Format war allerdings auf ein Quartblatt reduzirt, aber es erschien täglich und sein Inhalt war nichts anderes, als eine lange Reihe von Namen — die der Kranken und Verstorbenen. Keating hat die fünfte Gelbfieber-Epidemie glücklich überstanden.

In den Städten des Mississippithales tritt das gelbe Fieber mit der heissen Jahreszeit fast jeden Sommer ein, nur ist es nicht immer epidemisch. Die Geschichte dieser Städte ist mit dem gelben Fieber leider so innig verwoben und die Epidemien der letzten Jahre riefen in ganz Amerika und Europa solchen Schrecken hervor, dass es vielleicht gerechtfertigt erscheint, auf das Auftreten und den Verlauf derselben näher einzugehen.

Das Mississippithal und speziell New-Orleans wurde seit dem Jahre 1796 — dem ersten, in welchem man die Epidemie beobachtete, von dreiunddreissig Gelbfieber-Epidemien heimgesucht, und es ist eigenthümlich, dass dieselben stets in Zwischenräumen von mehreren Jahren auftraten. So verflossen z. B. von der ersten grossen Epidemie in diesem Jahrhundert (1817) bis zur nächsten zwei Jahre, von der Epidemie im Jahre 1819 bis zur nächsten in dem

Jahre 1822 drei Jahre; auf die Epidemie des Jahres 1830 folgten solche in den Jahren 1837, 41, 47, 53, 58, 67 und endlich 1878. Es sind somit elf Epidemien verzeichnet, die durch die Zahl der Opfer, welche sie dahinrafften, ganz besonders hervorragten, und bei denen nur eine tröstliche Thatsache erscheint, nämlich die immer längeren Zwischenräume zwischen den einzelnen Epidemien, die von zwei Jahren auf drei, vier, fünf, sechs, neun und elf Jahre stiegen. Demzufolge scheinen die grossen Epidemien immer seltener zu werden. Dagegen scheinen die auf die letzteren stets folgenden kleineren Epidemien von kürzerer Dauer und geringerer Sterblichkeit nicht abzunehmen. So zählen wir z. B. in dem neunjährigen Zeitraum von 1817 bis 1825 (incl.) drei grössere und sechs kleinere Epidemien, also jedes Jahr eine solche. In dem achtjährigen Zeitraum von 1830 bis 1837 zwei grössere und drei kleinere*). Auf die Epidemie von 1830, die eine der schrecklichsten war, folgen drei kleinere hintereinander. Auf jene von 1847 folgte 1848 eine solche von nahezu ebenso grosser Ausdehnung; auf das Schreckensjahr 1853 folgten zwei kleinere Epidemien. Und ebenso hatte die letzte grosse Epidemie von 1878 eine solche von geringerer Ausdehnung in 1879 im Gefolge. — Aus den von höchst verdienstvollen uneigennützigen Männern in den Epidemiejahren gemachten Beobachtungen**) gehen ein paar Thatsachen hervor, die zur Charakterisirung des gelben Fiebers und zur Verhütung desselben viel beitragen. So ist es z. B. erwiesen, dass

---

*) Siehe Dr. Alfred Merciers Aufsatz im „Meschacébé" vom 5. Sept. 1878.

**) Siehe den Jahresbericht des „*N.-O. Board of Health for* 1878", ferner „*Report of the Howard Association*", 1878, ferner

Dr. Alfred Mercier im „Meschacébe" — ferner

Die Berichte der städtischen Untersuchungskommission von 1853 (New-Orleans) und endlich

„Dr. Joseph Holts Bericht an die *Yellow-Fever* Kommission 1878."

das gelbe Fieber, als sporadische Krankheit, nicht von auswärts nach den Mississippistädten eingeschleppt wird, sondern dass es in den Städten selbst entsteht, und dass es nur gewisser atmosphärischer Bedingungen bedarf, um als Epidemie aufzutreten.

Hauptsächlich war bisher New-Orleans der Herd der Epidemien gewesen, und es wurde deshalb auch diesem von Seiten der Vereinigten Staatenbehörden die grösste Aufmerksamkeit geschenkt. Wer bürgt denn dafür, dass die nächste Epidemie sich auf die Südstaaten beschränkt und nicht durch atmosphärische Zufälle begünstigt, den Ohio überschreitet? Dass das Fieber sich nicht in den grossen Städten des Westens einnistet, und wie schon zu wiederholten Malen sich nach den atlantischen Staaten wendet und dort New-York und Philadelphia mit Tod und Entsetzen überzieht? Amerika, d. h. die ganzen Vereinigten Staaten, haben im Jahre 1879 zu der Zeit, als jeder Tag die Meldung von dem Erkranken vieler Tausender, dem Tode vieler Hunderter brachte, die ihnen drohende Gefahr mit Schrecken empfunden. Ein reiner Zufall konnte das Fieber nach den volkreichen Städten des Nordens tragen, und mit Recht wurden überall Quarantänen aufgestellt und Barrieren gegen die vom Fieber heimgesuchten Distrikte errichtet.

Der Herbst und das damit hereinbrechende kalte Wetter bereitete der Epidemie ein vorläufiges Ende. Und als damit die drohende Gefahr vorüber war, da dachte auch in der ganzen weiten Union Niemand mehr an das gelbe Fieber. Wohl wurden von Staatswegen Kommissionen eingesetzt und Expeditionen ausgerüstet, um in Westindien und in Brasilien nach den Ursachen der Epidemie zu forschen; allen in New-Orleans aus südlichen Häfen einlaufenden Schiffen Quarantäne auferlegt u. s. w., aber sie alle waren nur von den kläglichsten Resultaten begleitet.

Statt in fernen Ländern herumzuforschen hätte man in den Mississippistaaten selber nach dem Keim des gelben Fiebers suchen sollen, denn es unterliegt heute gar keinem Zweifel, dass wie gesagt *Yellow Jack* in den südlichen Städten selbst entsteht. Doch die englisch-amerikanische Presse der Südstaaten verhielt sich mit wenigen Ausnahmen den Massregeln zur Verhütung der Epidemien gegenüber ebenso passiv, wie die Mehrzahl der Bürger selbst. Die Presse besitzt dort keine Initiative. Sie steht nicht an der Spitze der Bewegungen, geht nicht mit guten Beispielen voran, sondern läuft nur so nebenbei mit, ein Chamäleon, das seine Farbe nach jener seiner nächsten Umgebung wechselt. Als ich von St. Louis den Mississippi abwärts fahrend, in die Gelbfieber-Distrikte kam, war ich höchlichst überrascht von der Apathie und dem grenzenlosen Stoicismus, welchen die Bewohner wie die Presse der kaum vergangenen Epidemie entgegensetzten, wo sie doch wissen oder ahnen konnten, dass auf die grosse Epidemie von 1878 eine zweite folgen werde. Zwei wichtige Thatsachen hatte ich aus den sehr verdienstvollen Publikationen des New-Orleaner Arztes Dr. Holt entnommen, nämlich die folgenden:

„Das gelbe Fieber ist und war immer hier, wie anderwärts, eine Krankheit, der vorgebeugt werden kann."

„Das Vorhandensein von zwei allgemeinen hygienischen Bedingungen ist absolut nothwendig zur Entstehung und Ausbreitung der Seuche. Diese beiden Bedingungen müssen zusammenwirken, sonst entsteht kein gelbes Fieber. Die eine ist atmosphärischer, die andere tellurischer d. h. irdischer Natur. Die Abwesenheit der einen oder der anderen dieser zwei Bedingungen wirkt wie das Nichtvorhandensein beider." Eine dieser Bedingungen, die tellurische, steht beinahe gänzlich unter der Herrschaft und Controlle des Menschen, und es liegt demnach in der

Macht des Menschen, die Entstehung, oder mindestens die nachherige Ausbreitung der Epidemie zu verhindern."

Gestützt auf die fernere Thatsache, dass jedes den Epidemien folgende Jahr stets bedeutende Nachwehen desselben mit sich brachte, wäre es der Presse ein Leichtes gewesen, die Bürger aus ihrer man könnte sagen selbstmörderischen Gleichgiltigkeit aufzurütteln. Im Schmutz, in den elenden sanitären Massregeln, der mangelhaften Pflasterung und Canalisirung, der Faulheit und Nachlässigkeit der Mehrzahl südlicher Städtebewohner lag unzweifelhaft eine der Hauptursachen des gelben Fiebers. Die Herde der Epidemie durchreisend, hielt ich es deshalb für meine Pflicht, den grösstmöglichsten Lärm über die dort herrschenden haarsträubenden sanitären Zustände zu schlagen. Die im vorigen Kapitel enthaltene Schilderung des Aussehens von Memphis ist ein kleines Beispiel der letzteren. Die Aufsätze, welche ich in dem grössten deutsch-amerikanischen Blatte, der „New-Yorker Staatszeitung" unter Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit des Wiederausbruchs der Epidemie veröffentlichte, fanden auch in der deutsch-amerikanischen Presse Wiederhall. Sie wurden in vielen Blättern wörtlich abgedruckt, und zum Vorwand für eine glücklicherweise sehr erfolgreiche Agitation gegen die städtischen Sanitätsbehörden gemacht. Der „*Memphis-Appeal*" brachte meine in nichts weniger als schmeichelhaften Worten abgefassten Correspondenzen über Memphis in englischer Uebersetzung und machte die Behörden auf den Ruf aufmerksam, den ihre Stadt geniesse; die „New-Yorker Tribüne", das Blatt Whitelaw Reads und Bayard Taylors, übersetzte meine über New-Orleans erschienenen Aufsätze und forderte die öffentliche Meinung und die Regierung zur Steuerung der in den Mississippistädten herrschenden Missstände auf; die von dem ausgezeichneten Dr. Förster geleitete „Neu-Orleanser deutsche Zeitung", eines der wenigen ehrlichen und wackeren Journale

jener Gegenden, druckte die Artikel ebenfalls an leitender Stelle wörtlich ab, und forderte die Bewohner auf, sich endlich an die Verbesserung der sanitären Zustände der Stadt zu machen; selbst in Texas und Arkansas wurden die Aufsätze reproduzirt. Von anderer Seite wurde in demselben Sinne auf die Behörden und Bewohner der Gelbfieberstädte eingewirkt, und so kamen diese letzteren endlich zur Einsicht, dass es besser sei, eine Geldsumme zur Reinigung der Stadt und der Cloaken zu verwenden, als das Zehnfache derselben zur Pflege und Beerdigung der von der Epidemie Befallenen auszugeben. Im vergangenen Winter wurden die nöthigsten Arbeiten ausgeführt, und dafür blieb denn auch im Sommer glücklicherweise das gelbe Fieber aus.

Wie schwer der Verlust ist, den eine Epidemie mit sich bringt, geht aus der Zusammenstellung eines amerikanischen Blattes hervor, die nachstehend Platz finden mag: Die Epidemie von 1878 forderte 130,000 Opfer, von denen 20,000 den Tod fanden. Die durchschnittliche Dauer der Krankheit betrug in jedem Falle 25 Tage, und wenn man den Werth eines Tages per Mann mit nur anderthalb Dollars berechnet, so würde der Verlust an Arbeit allein an 5 Millionen Dollars betragen. Dazu kommen der Arbeitsverlust der vielen Tausende von Krankenwärtern, die Geschäfts- und Verkehrsstockungen sowie die Verluste der indirekt betroffenen Bewohner jener Distrikte, u. s. w., so dass der durch eine Epidemie von solcher Ausdehnung verursachte Schaden auf 150 bis 200 Millionen Dollars geschätzt wird. Und dennoch zogen es viele Bürger der Fieberdistrikte vor, diesen Schaden zu erleiden, als ihre Steuern zu zahlen, und zur Abhilfe der die Epidemie verursachenden Missstände beizutragen.*)

---

*) Während der letzten Epidemie wurde von Herrn J. F. Deeves in New-Orleans eine Karte über die damals herrschenden meteorologischen Zustände

zusammengestellt, die von grossem Interesse ist. Die N. O. Deutsche Zeitung schreibt darüber:

„Die Durchschnitts-Temperatur war weit niedriger als in früheren Jahren; es war die schwer drückende Atmosphäre, der Mangel an luftreinigenden Gewittern und frischen Windströmungen, welche der gesammten Menschheit so schwer zusetzten, nicht die hohen Hitzegrade. Die oben erwähnte Fieberperiode umfasst einen Zeitraum von 102 Tagen, und nur in 13 derselben stieg das Thermometer auf über 90 Grad Fahrenheit; der höchste Hitzegrad war 93, am 29. Juli; ausserdem gab es drei Tage mit 92, 4 mit 91 und 5 mit 90 Grad. An 67 Tagen unter jenen 102 variirte das Thermometer zwischen 80 und 89 Grad, darunter 13 mit 84 und 10 mit 80.

Auch die Windrichtung bietet einige interessante Punkte; in den Monaten Juli und August wechselte die Strömung fast mit jedem Tage; vom 1. bis zum 15. September dagegen, in welcher Periode das Fieber seinen Höhepunkt erreichte, wehte der Wind anhaltend aus Süden, wobei das Thermometer zwischen 86 und 88 Grad schwankte; es war dies die drückendste Periode des ganzen Sommers. Mit nur geringen Unterbrechungen hielt diese Windrichtung bis zum 31. Oktober an — also während zweier voller Monate so gut wie gar keine Luftveränderung. Sollte dieser Umstand nicht etwas mit der unerhörten Verlängerung der Fieberperiode zu thun haben?

Bemerkenswerth ist ferner die Schnelligkeit des Windes; während der Sommer fast überall in den Ver. Staaten sich durch zahlreiche und heftige Stürme auszeichnete, hatte New-Orleans und Umgegend nichts derartiges aufzuweisen. Die grösste Schnelligkeit des Windes, und auch diese nur an zwei Tagen, war 20 Meilen per Stunde, während die Bezeichnung Sturm *(high)* erst mit 30 Meilen beginnt; der wirkliche Sturm *(gale)* erst mit 40 Meilen! 19 Meilen waren an 1, 18 an 2, 17 an 1, 16 an 5, 15 an 2 Tagen; an mehr als zwei Dritteln der übrigen 89 Tagen variirte die Schnelligkeit des Windes zwischen 5 und 8 Meilen per Stunde, wozu noch einige Tage vollständiger Windstille kommen. Frische kräftige Winde, welche zur Erneuerung der schwülen, stagnanten Luft beitragen konnten, fehlten demnach gänzlich; auch die Gewitter waren im Laufe des Sommers ungewöhnlich selten. Zwar war der Horizont häufig mit schweren Gewitterwolken bedeckt; es kam aber nur ein einziges Mal, am 29. August, zu Blitz und Donner.

Die relative Feuchtigkeit der Luft zeigte ebenfalls ungewöhnliche Verhältnisse; dieselbe schwankte zwischen 58 bis 68 Prozent und war am höchsten mit 84 Prozent am 8. September, um welche Zeit auch die Epidemie ihren Höhepunkt erreichte, und mit 82 Prozent am 1. und 8. Oktober, in welcher Periode auch die Todesfälle plötzlich zunahmen.

Fassen wir die einzelnen Punkte in der statistischen Karte des Herrn Deeves zusammen, so erhalten wir in Betreff der meteorologischen Zustände des letzten Sommers das folgende Resultat: Eine verhältnissmässige niedere

Temperatur, die nur selten über 90 Grad stieg; ungewöhnlich schwache Luftströmungen; fast gänzliche Abwesenheit von Gewittern, und ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz der Luftfeuchtigkeit bei ungewöhnlich langer Dauer derselben. Ganz dieselben Verhältnisse waren auch in dem verhängnissvollen Jahre 1853 vorherrschend, und es scheint demnach, dass die meteorologischen Verhältnisse mehr mit der Entstehung und Verbreitung der Epidemie zu thun haben, als die verschiedenen Untersuchungs-Kommissionen zuzugeben geneigt sind.“

VIII.

Grenada und das Yazooland.

Von Memphis aus unternahmen wir die Reise nach dem Staate Mississippi, nach der berüchtigten Gelbfieber-Stadt Grenada und dem Yazoo River. Aber wir hatten es herzlich zu bereuen, denn so sonnig auch der Süden sein mag, seine Kommunikationsmittel und seine ganzen Kulturzustände befinden sich noch immer im Schatten. Erst von Memphis an wird man dies gewahr. Memphis und der nördlich der amerikanischen Pharaonenstadt gelegene Landstrich wird noch von der Sonne des Nordens, der Sonne der Civilisation, gestreift. Es sind die letzten Strahlen dieser Sonne, wohl noch erleuchtend, aber nicht mehr erwärmend, d. h. sie berühren nur mehr die Oberfläche, dringen aber nicht tiefer ein. Schon auf dem Südbahnhof der guten Stadt Memphis, auf dem Bahnhofe der Mississippi- und Tennessee-Eisenbahn sind sie gänzlich verschwunden, und wie einstens die Kansas-Pacific-Bahn bei ihrem Wettstreite mit ihrer nördlichen Rivalin überall die weltbekannten Bretter mit Warnungen vor der Rivalin aufnageln liess, so möchte auch ich jedem der geehrten Leser ein ähnliches Brett mit *Beware of the M. & T.* aufnageln, wobei *M. & T.* Mississippi und Tennessee-Eisenbahn bedeutet.

Diese Eisenbahn mit dem schwungvollen Titel führt den Reisenden auf würdevolle Weise in den sonnigen Süden *„the sunny south“* ein. Die Eisenbahnfahrt beginnt in Memphis mit einer halben Stunde Verspätung und endet in Grenada — wenn der Zug überhaupt dahin kommt und nicht in irgend eine Baumwollplantage versickert — mit 3 Stunden Verspätung. Diese 3 Stunden sind so bemessen, dass sie den Passagier gerade in dem Momente nach Grenada bringen, wenn der New-Orleaner Anschluss, mit dem sie weiterfahren wollen, ihnen aus der Ferne die Hinterbeine zeigt. Daraus resultirt ein Aufenthalt von einem Tage in Grenada, der angenehmen Gelbfieberstadt, demzufolge auch die Belagerung des Bahnhofshotels durch sämmtliche eingetroffenen Passagiere, prächtige Einnahmen für das sonst leerstehende Hotel, und schliesslich die Vermuthung, dass der Hotelwirth dem Eisenbahnpersonale nicht allzu ferne stehen dürfte. Wie ich höre, trifft die Zugverspätung täglich mit der grössten Regelmässigkeit ein, woraus der *M. & T.* Eisenbahn nur Nutzen erwachsen kann, da von Memphis nach Grenada bisher nur ein Weg führt. Wie gross wäre doch der Segen der Konkurrenz für die armen Passagiere!

Damit hätten wir den Anfang und das Ende unserer Vergnügungsreise auf der *M. & T. R.* in anziehender Form geschildert. Nun bleibt noch die Mitte davon zu schildern. Das ist schwerer.

Wir bestiegen den Zug. Jeder Passagier nahm ausser seiner Reisetasche noch die süsse Hoffnung mit sich, am nächsten Morgen wohlbehalten in New-Orleans, der „Königin des Südens“, einzutreffen, aber die meisten wären bald um Beides gekommen. Muss es noch gesagt werden, dass man in Memphis den Pullmanschen Palastwagenluxus zurücklassen muss? Wir quartierten uns, so gut es ging, in den beiden Waggons erster Klasse ein,

in welchen sich bereits etwa zwei Dutzend Herren und Damen von der „coloured Race“ befanden. Die Amerikaner des Nordens rühmen sich der „Egalité“, die in ihren Transportmitteln herrscht. Sie reisen Alle erster Klasse im Norden und Alle dritter Klasse im Süden. Es sind dieselben Waggons, allein es scheint, als ob alle schlechten und ausgebrauchten Karren von den nördlichen Linien an ihre südlichen Stiefkinder abgetreten würden. Ich sah mich nach dem Rauchwagen um, aber so viel man sehen und riechen konnte, wurde in beiden Waggons des Zuges geraucht. Die schwarzen, zerlumpten Negerbengel hatten sich auf die besten Sitze hingestreckt, die übrigen Plätze mit ihren schmutzigen Wäsche- und Bettzeugbündeln belegt, und waren Herren der Situation. Wir Armen, denen die Natur eine weisse Haut gegeben, drückten uns in den Ecken zusammen. Die schwarze Rasse rächt sich jetzt an der weissen in ihrer Art. Wie einstens keine schwarze Dame in einem Waggon mit den Weissen zusammenfahren durfte, so ist es jetzt umgekehrt, nur dass hier das „können“ an die Stelle des „dürfen“ kommt. Das sahen wir jetzt. Eine Dame, offenbar eine Nordländerin, hatte ihre Fahrkarte nach New-Orleans gelöst, und trat in unseren Waggon ein, um jedoch schon auf der Schwelle mit einem enttäuschten „oh“ festgebannt zu bleiben: „*Is this — Is this — this — the Car for New-Orleans?*“

Jawohl — Madame.

Are these — Nigg ... — these Gentlemen there going along?

Jawohl, Madame.

In this Car? —

— Wir sahen sie nicht wieder. Wahrscheinlich fuhr sie mit dem Dampfboot den Mississippi herunter. Jedenfalls wäre dies auch unsere beste Route gewesen. So wird die Neugierde und das Verlangen nach ungesehenen Ländern bestraft!

Der Zug verliess Nachmittags Memphis und rüttelte uns durch die Baumwoll-Plantagen, in deren Furchen noch grösstentheils das Frühjahrswasser stand. Auf den blätterlosen Stauden schaukelten sich noch vereinzelt die geöffneten Kapseln, aus denen die prächtigen, schneeweissen Baumwollflocken hervorkamen. Baumwolle und Mais sind die einzigen Pflanzen, die hier gezogen werden. Der Boden für sie wurde dem Urwald abgerungen, der sich von den Ufern des Mississippi bis weit über den Yazoo-Fluss hinaus ins innere Land erstreckt. Die Leute, die hier die Bahn entlang wohnen, sind ebensolche Urwaldmenschen, wie der Wald Urwald ist. Nicht dass sie ebenfalls mit dichtem Mississippi-Moos bedeckt und mit Schlingpflanzen umwunden wären, wie der letztere, nur ihre Sitten verrathen es. Das Volk ist arm, verlassen, abgeschlossen von aller Welt. Zum grössten Theile sind es Neger, die hierein Stückchen Land kultiviren, was gerade hinreicht, um sich ein Weib zu nehmen, Kartoffeln, Rüben und Mais zu essen, und sich ab und zu, wenn sie das Geld für ihren jährlichen Ballen Baumwolle erhalten haben, eine neue schöne Kravatte und ein Paar Glacéhandschuhe zu kaufen. Dies sind so ziemlich die einzigen Bedürfnisse des Niggerlebens in jenen Staaten. Mit der neuen Kravatte und den Glacéhandschuhen paradiren sie an Sonntagen, legen sich an Wochentagen in die Sonne und faullenzen so lange, als ihr aus diesen zwei Luxusartikeln bestehender Paradeanzug dauert, dann beginnt ihre neue Arbeitszeit.

Wir passirten einige Stationen, die aus einem Blockhause und ein oder zwei elenden Hütten bestanden. Die Häuser scheinen hier allesammt auf Stelzen zu stehen. Die in der ganzen Westhälfte des Staates so häufigen und hohen Ueberschwemmungen machen nämlich den Bau gewöhnlicher Häuser ganz unmöglich, sofern dessen Bewohner nicht während ein paar Monaten fusshoch Wasser in ihrem Empfangszimmer haben wollen. Kellerbauten sind selbst-

verständlich nur dann möglich, wenn sie absolut wasserdicht gemacht werden. Die Häuser besitzen deshalb als Grundlage mehrere Fuss hohe Pfeiler aus Gemäuer oder Holzpfählen und auf diese wird der Grundrahmen gelegt. Dieses Mittel ist auch der verschiedenen hier bereits vorkommenden Insekten wie Alligatoren, giftigen Moccasin- und Klapperschlangen u. s. w. wegen sehr gerathen.

Es war spät Abends geworden, und sogar schon die Stunde gekommen, zu welcher wir in Grenada sein sollten. An ein Weiterfahren nach New-Orleans war demnach nicht zu denken, und in der natürlichen Gedankenfolge erkundigte sich denn jeder weisse Passagier beim Kondukteur und Heizer, ob in Grenada noch das gelbe Fieber herrsche? — Selbst eintägiger Aufenthalt wäre uns dann nicht gerade angenehm gewesen. Aber das Fieber war dort schon vor zwei Monaten an Nahrungsmangel gestorben.

Etwa zwanzig Meilen vor Grenada hielt der Zug stille. Wir dachten, es wäre wieder einer der viertelstündigen „Stops", welche durch das Heisslaufen der Axen und das Feuerfangen der Waggons während der ganzen Fahrt bedingt wurden. Indessen brannte unser Waggon diesmal ausnahmsweise nicht. Die Hauptursache der Stillhaltens war, um die Herren Neger und Bahnarbeiter einsteigen zu lassen, welche an dieser Stelle neue Schwellen gelegt hatten und nun nach Grenada zurückkehren wollten. Was würde man in Europa dazu sagen, wenn ein Expresszug auf der Strecke anhalten würde, um die schwarzen, zerlumpten, von Schmutz starrenden Bahnarbeiter in die Damen-Coupés erster Klasse einsteigen zu lassen! — — — Und doch ist dies ein *civilised country!* In dieser Gesellschaft fuhren wir nun über die Eisenbahnbrücke des Yalobosha-Flusses in Grenada, der nördlichsten Stadt des Staates Mississippi, ein.

Grenada ist auf eine traurige Weise zur Berühmtheit gelangt. Vor dem Jahre 1878 hatten gewiss von den 1300 Millionen Menschen, welche den Globus bewohnen, nur die Postmeister der Vereinigten Staaten, die Kondukteure der Louisville und Great Southern Eisenbahn und endlich — die Einwohner der Stadt Grenada selbst Kenntniss von dessen Existenz, ja selbst Petermann in Gotha hätte schwerlich die geographische Lage der Metropole des Yalobosha-Flusses bestimmt angeben können.

Das hat sich nun geändert. Grenada ist um die Hälfte kleiner geworden, aber seine Berühmtheit ist um das Tausendfache gestiegen. Diese Berühmtheit hat es der Invasion des „*Yellow Jack*“ zu „verdanken.“ Es gab im vergangenen Hochsommer keinen Tag, an welchem nicht Grenadas Name tausendmal über die Telegraphendrähte lief, gefolgt von einer mehr oder minder grossen Ziffer, welche die Krankheits- und Todesfälle in der unglücklichen Stadt durch das Medium aller Tagesblätter zur Kentnniss der Menschheit brachte.

Das waren gar traurige Zeiten und gewiss hat man mit keinem Orte so viel Mitleid und Erbarmen empfunden, als mit dem so schwer heimgesuchten Grenada. Die Erinnerung an die entsetzlichen Szenen, die uns durch das Medium des „New-Yorker Heralds“ bekannt wurden, an die Gesetz- und Sittenlosigkeit, ja thierische Rohheit, an das Hinsterben von Hunderten und Erkranken von Tausenden — all das war uns frisch im Gedächtniss, als wir in später Abendstunde in Grenada einfuhren, und gar Manchem lief eine Gänsehaut über die Glieder. Die Aussicht, in einem Hôtel übernachten zu müssen, wo noch vor ganz kurzer Zeit zwei Dutzend Menschen am gelben Fieber starben, und das Gerücht, dass „*Yellow Jack*“ die arme Stadt noch nicht verlassen hätte, war nicht eben tröstlich.

Indessen mussten wir uns in die Lage fügen, denn es gab heute keinen Zug mehr, der uns nach Jackson und Vicks-

Ein Bahnhof im „Süden".

burg oder auch nur nach Memphis zurück expedirt hätte, und selbst dann wäre der Aufenthalt in Grenada einer

nochmaligen Fahrt über die M. und T. Eisenbahn vorzuziehen gewesen.

Natürlich bewegte sich das Gesprächsthema während des mageren Soupers um das „gelbe Fieber", und Hotelwirth wie Stadtbewohner wurden mit Fragen über die Epidemie bestürmt. Da kamen denn auch haarsträubende Geschichtchen über die Rohheit der Wärter, die Hilflosigkeit der Kranken, und die segensvolle Thätigkeit der *Howard-Association* aufs Tapet. Im Ganzen genommen, konnte man jedoch sehen, mit welcher Unlust die Leute von dem Uebel sprachen und mit welcher Redekunst sie die bösen Folgen der Epidemie und die Wahrscheinlichkeit einer Wiederholung derselben bestritten. Grenada hätte durch das Fieber gar nicht gelitten. Es hätte jetzt in Folge der grossen Einwanderung mehr Einwohner als jemals und die Geschäfte florirten.

Das konnten wir bei unseren Spaziergängen durch die Stadt am folgenden Tage durchaus nicht bestätigt finden. Grenada ist unglücklicher Weise ebenfalls auf jenem weichen, vom Wasser in grauenhafter Weise zerrissenen Terrain gebaut, das dem Staat Mississippi eigenthümlich ist. Ein Netz von Wildbächen, trockenen Schluchten und breiten Wasserrinnen hat das Weichbild der Stadt durchwühlt und lässt seinen Charakter im Frühjahr ahnen. Im Norden der Stadt fliesst der wasserreiche, reissende Yalobosha, der einige zwanzig Meilen unterhalb in den Yazoo River mündet und zur Frühjahrszeit gleichfalls das ganze Land weit und breit überschwemmt. Dann sind auch die meisten Strassen von Grenada mehrere Fuss tief unter Wasser, und wenn endlich der Fluss in sein natürliches Bett zurücktritt, bleiben in den tieferen Stadttheilen stagnirende Pfützen zurück. Dazu kommen die Abfälle und der Schmutz der gänzlich unkanalisirten Stadt und endlich die Hitze des Sommers — die Hauptbedingungen zur Ent-

wickelung jener entsetzlichen Krankheit, welche vor wenigen Monaten (Sommer 1878) die Blüthe von Grenada hinweggerafft hat.*)

Aber wie in Vicksburg und New-Orleans, so blieben auch in Grenada die empfangenen Lehren ohne die geringste Wirkung. Die Leute sagen, es fehle der Stadt das Geld zu durchgreifenden Massregeln und zucken die Achseln. Sie selbst seien zu arm, um an eine Verbesserung der sanitären Zustände zu denken, und daher müsse Alles beim Alten bleiben. Grenada ist aber auch sonst ein recht sonderbares Städtchen. Mitten in einer Baumwoll-Region gelegen, besteht die „Elite" der Bevölkerung aus Pflanzern, deren hübsche Häuser, von ewig grünen Magnolien-Gärten umgeben, die Anhöhen ausserhalb der Stadt krönen. Die wenigen Strassen von Grenada enthalten zumeist niedrige, einstöckige Holz- und Ziegelbauten, die rings um den grossen Marktplatz stehen und Kaufläden mit allerhand Waaren für die Pflanzer enthalten. Ackerbaugeräthschaften-, Möbel-, Zeitungs- und Papierläden und endlich „*Variety Stores*" und „*Curiosity Shops*" sind häufig zu finden.

Das Aussehen der Stadt erinnert im Allgemeinen sehr an jenes der Ortschaften im südlichen Ungarn und im Ba-

---

*) In einem Briefe aus Grenada in Mississippi lasen wir Folgendes:

„Die Häuser sind hier meist auf Stelzen gebaut; in den Räumen zwischen ihnen wird alle Art von Unrath und Abfällen geworfen. Mitten im Orte sieht man mit dickem grünem Schlamm überdeckte Pfuhle, die einen fürchterlichen Gestank verbreiten. Die Sache ward so arg, dass manche Bürger, die es nicht länger aushalten konnten, den Befehlshaber der in der Nähe stationirten Bundestruppen ersuchten, Abhilfe zu schaffen. Das selbst zu thun, daran dachten sie nicht im Traum. Der Offizier liess durch einige seiner Leute einen Abzugsgraben von dem Pfuhl nach dem Fluss graben. Dabei fand sich, dass in dem Pfuhl eine Menge verwesender thierischer Stoffe lagen, auch menschliche Leichname. Die Stadt senkt sich nach dem Flusse zu, so dass die Anlegung von Abzugsgräben die einfachste und wohlfeilste Sache von der ganzen Welt gewesen wäre, allein von den Einwohnern hatte Niemand auch nur je daran gedacht."

nat. Dieselbe Anlage, derselbe Urzustand der Strassen, dieselbe Anzahl von Schweinen, die in dem fusstiefen Morast wie Ratten herumwühlen. Viele Häuser stehen leer. Die Läden sind geschlossen, die Gemäuer ruinenhaft. In den Strassen befinden sich viele Lücken. Dass in ihnen einst Häuser waren, das beweisen die niedrigen, aus Ziegeln aufgeführten und nicht wieder abgerissenen Schornsteine, die in Zwischenräumen von zehn zu zehn Schritten ihre Stelle bezeichnen. Die hölzernen Baracken, zu denen sie gehörten, waren von den Einwohnern abgebrochen und irgendwo anders wieder errichtet worden. Der in kulturhistorischer Beziehung merkwürdigste Stadttheil ist jedoch der Marktplatz mit seinen Zufahrten. Auf den hölzernen Seitenwegen längs der Häuser herrschte ziemlich viel Leben. Allerdings bestand die Hälfte aller Personen, die wir sahen, aus halbzerlumpten Schwarzen — aber es kamen auch Pflanzer geritten und gefahren, darunter manche in alten Carossen, die aus der Zeit der französischen Herrschaft stammen mochten. Es waren Staatscarossen mit silbernen Beschlägen, reicher Ausstattung mit seidenen Kissen, aber so alt, dass man sie eher in einem Alterthumsmuseum als auf einer Landstrasse am Mississippi sehen möchte.

Bald wären wir dabei an dem interessantesten Wahrzeichen der Stadt vorübergeschritten, das in Gestalt eines etwa mannshohen und mannsdicken Pfahles an der Kreuzung zweier Strassen steht, und an welches die Ankündigungen der Stadtbehörden genagelt werden. Es ist der „Stock-im-Eisen“ von Grenada, und glücklicherweise wohl das einzige Objekt, das Grenada mit der alten Hauptstadt an der Donau gemein hat. Der Pfahl ist über und über mit Nägeln bedeckt, so dass man wie bei seinem würdigen Ahnen am Wiener „Graben“ vor Nagelköpfen nicht mehr das Holz entdecken kann.

Am folgenden Tage wollte ich mich nach einer Zeitung

umsehen (deren es in unserem Hotel keine gab) und suchte das Redaktionslokal der Grenadaer Zeitung auf. Dass es in Grenada eine solche geben musste, war gewiss, denn wo giebt es in Amerika eine Stadt von mehr als hundert Häusern ohne Zeitung? Hier war sie auch, ein „*Wooden Shanty*“, eine Bretterhütte, welche die Wohnung des Herrn Redakteurs und gleichzeitig sein Redaktionslokal, sein Schlafzimmer, Küche, Bibliothek, Depeschensaal und Druckerei des „*Grenada Sentinel*“ enthält. Damit sich aber ja Niemand über die Wichtigkeit dieses segenspendenden Instituts täusche, findet sich auf der Bretterfronte desselben folgende Inschrift:

This is the Sentinel Office
Stop, pilgrim and Subscribe

und unterhalb dieser kategorischen Inschrift findet man noch die mit Bleistift geschriebenen Worte:

Non Subscribers have to advertise.

Leider war der Editor des Blattes ausgegangen. Wir kauften eine Nummer des „*Sentinel*“. An der Spitze des Blattes stand ein Leitartikel, der hier auszugsweise Platz finden möge:

Mississippi hanging:

„— — — — und wir können nur beifügen: Merkt Euch die Weissagung, Ihr verd.... Revolverhähne: es werden in unserem Staate innerhalb der nächsten zwölf Monate mehr Mörder verurtheilt und gehenkt werden, als ihrer innerhalb der letzten zwölf Jahre gebaumelt haben. Kein Pardon mehr für solche Extravaganzen“.

Die „Extravaganz“ hatte in dem Niederschiessen eines Bürgers von Meridian City bestanden.

Unterhalb dieser Correspondenz befand sich eine Einladung zur Einwanderung und zum Ankauf von Ländereien in der schönen Umgegend.

Endlich kam folgendes Editorial (Leitartikel):

„Colonel St. Vrain

ersucht den „*Sentinel*“, alle seine alten Freunde und das allgemeine Publikum zu informiren, dass morgen zwischen 11 und 1 Uhr Vormittags in dem *Grenada Palace Saloon* unentgeltlich *Chicken Salad* verabreicht wird. Der Oberst und sein genialer Assistent, Wm. F. Barnes, werden die Gäste mit gewohnter Cordialität bewillkommnen.“

(Wobei bemerkt werden muss, dass Col. St. Vrain der Schenkwirth des „Saloons“ ist.)

Wenn der Herr Chefredakteur des Blattes sich nicht in seiner „*Office*“ befand, so hatte das seine guten Gründe. Er hatte seinen „*City Editor*“, nämlich sich selber, zu einem „*White washing*“ gesandt, von dessen Abhaltung er vorher heimlich unterrichtet worden war, und zu welchem wir durch Zufall ebenfalls kamen. Als wir nämlich die Strasse entlang gegen den Marktplatz zu schritten, kam uns schreiend eine Negerin entgegengelaufen, deren Kostüm nichts weniger als vollständig war, und deren Gesicht, Arme, Schultern, Nacken und Beine mit weisser Farbe übertüncht waren, dass sie aussah wie ein weiblicher Polichinel. Hinter ihr liefen lachend und lärmend ein paar Gassenjungen einher. Wir erkundigten uns verwundert nach der Ursache dieser — ausnahmsweise weissen — Missethat. „*Oh! It's only a White washing,*“ war die Antwort. Uns jungfräulichen Gemüthern leuchtete die Antwort dennoch nicht recht ein, und so fragten wir denn einen schwarzen Faullenzer um die Auskunft. „*Oaah,*“ sagte er, indem er sich den gerundetsten seiner Körpertheile vor Lachen hielt, „*oaah, jast dink, dat d — d Niggerwoman wanted do marry a vite maan. Dot surves har olright.*“ Nun stellte es sich heraus, dass hier zwischen einem Weissen und einer Negerin eine Trauung hätte stattfinden sollen. Beide Rassen — schwarz und weiss — hatten davon Wind bekommen, beide

hielten dies von ihrem Standpunkt aus für eine Messalliance, und so wurde denn die Ehe durch das Anstreichen der Negerin verhindert. Der „*Sentinel*“ sagte aber nichts davon, ob etwa die Schwarzen den weissen Bräutigam ebenfalls zu einem der ihrigen gemacht hatten.

Thatsache ist, dass im ganzen Süden — vielleicht mit wenigen Ausnahmen in den atlantischen Staaten — Mischehen höchst unpopulär sind, und auch nur selten vorkommen. Diesmal lief die Sache mit dem „Weissmachen“ auch sehr gelinde ab; würde es ein Schwarzer wagen, eine weisse Frau ehelichen zu wollen, so würde er einfach gelyncht werden.

Grenada ist, wie ich schon vorhin bemerkte, auch Hafenstadt, indem die Lokaldampfer des Yazoogebietes auf dem Yalobusha im Winter bis weit über Grenada aufwärts dringen, um die Baumwollballen aus den im Innern des Staates gelegenen Plantagen zu holen. Der Yazoofluss, in welchen der Yalobusha mündet —, ist in sofern merkwürdig, als er bei seinem an 600 engl. Meilen langen Laufe nur an hundert Fuss Gefälle, also 1 Fuss für je 6 Meilen Gefälle besitzt, und die ihm von seinen starken Nebenflüssen zugeführten Wassermassen nicht abführen kann. Deshalb tritt er auch bei den geringsten Regengüssen im oberen Theile sofort aus den Ufern. Im Winter und Frühjahr hingegen ist das Land auf Tausende Meilen mehrere Fuss tief unter Wasser, das beim Ablauf immer einige Zoll hohe Erdrückstände zurücklässt. Die Einladung des Grenada „Sentinel“ zur Einwanderung und Landbau wäre deshalb hier gerade nicht zu befürworten.

Auf dem, wie in den ganzen Vereinigten Staaten so auch hier abgesonderten Negerfriedhofe sahen wir die frischen Massengräber, der Opfer des gelben Fiebers. Die Gräber schienen kaum geschlossen zu sein. Die niedrigen Hügel, die sich über ihnen erhoben, waren mit Kalk besprengt,

und zeigten weder Kreuz noch Namen. Der Friedhof, dessen Obsorge nur der lieben Mutter Natur obliegt, war in einem Zustande der grenzenlosesten Verwüstung. Indianer und Hottentotten sorgen für die Begräbnissstätten ihrer Todten besser, als diese schwarzen „Gentlemen". „Ehret die Todten!" und wer diese Pietät ausser Acht lässt, dem kann man keine trostreiche Zukunft phrophezeien. Aber dieser Negerfriedhof mit seinen Gräber-Ruinen, mit seinen zerbrochenen, niedergetretenen Stacketen, mit seiner unbeschreiblichen Trostlosigkeit ist ein treues Bild jener Rasse, deren Todte er unter der grünen Erddecke birgt.

IX.

Durch den Staat Mississippi.

Mississippi und Alabama bilden zusammen eine Domäne von kolossaler Ausdehnung und gar manches mächtige Reich in Europa ist kaum so gross wie jeder einzelne der beiden Staaten. Wie Alabama so steht auch Mississippi ungeachtet seiner gegenwärtigen Misère gewiss eine noch viel grossartigere Blüthe bevor, als jene zur Zeit der Sklavenherrschaft war. Der Staat mit seiner Million Einwohner erscheint dem Fremden nahezu unbewohnt, und etwa in demselben Urzustand zu sein, in welchem sich gegenwärtig Dakota, und das westliche Texas noch befinden. Ungeheure Urwälder bedecken den Boden. Hohe Eichen, Cottonwoodbäume und Ulmen stehen hier noch — hie und da mit Magnolien vermengt auf Hunderttausenden Acker Landes jungfräulich und unberührt vom menschlichen Fuss. Die Wasser des Mississippistromes und der gewaltigen Bayous des Yazoo-Rivers überschwemmen sie während des ganzen Frühjahrs und Sommers, und machen sie gänzlich unzugänglich. Dichte Schlingpflanzen winden sich an den Baumriesen empor, und die Zweige und Aeste sind mit den Massen des langbärtigen, gräulichgrünen Mississippimooses über-

laden, das den Bäumen das Aussehen gewaltiger Trauerweiden verleiht.

Die Eisenbahnen des Staates laufen über Hunderte von Meilen gänzlich unkultivirten Lands. Die Sklavenhalter siedelten sich natürlich auf den besten, zugänglichsten Stellen an und auf diesen einst so reichen Plantagen lebt jetzt der *‚Freedman,“* bestrebt, das Problem des Selfgovernments zu lösen, ein Problem, das schon für den gebildeten Weissen unlösbar, dem kaum emanzipirten Schwarzen gänzlich unfassbar ist.

Die Plantagen hatten nur mit den dazu gehörigen Sklaven reellen Werth. Diese letzteren waren ihnen ebenso erforderlich, wie die Sonne und der Regen. Mit den Sklaven haben die Plantagen gleichzeitig auch ihren Werth eingebüsst, und diesen durch rationelle Bearbeitung des Bodens wieder auf die alte Höhe zu heben, ist vielleicht erst der künftigen Generation vorbehalten. Etwas Geld und damit grössere finanzielle Unabhängigkeit würde den Leuten unendlich emporhelfen. Aber dieses Geld ist eben unmöglich aufzutreiben.

Mississippi hat keinen bedeutenden Mineralreichthum. Sein prächtiger Boden ist streckenweise für Baumwolle, Mais, Tabak, Hanf, Flachs und in den nördlichen Theilen auch für alle Gattungen von Getreide vorzüglich geeignet. Im nördlichen Mississippi prangen die Fruchtbäume der gemässigten Zonen in vollster Ueppigkeit, im Süden hingegen findet man Orangen- und Feigenbaumhaine. — Aber wie gesagt, der Werth des Bodens und damit auch der Reichthum des Landes sind seit dem Kriege verschwunden. Der Staat besass an Grund- und Persönlichem Eigenthum im Jahre 1860 über 500 Millionen Dollars — im Jahre 1870 war diese Summe auf 150 Mill. gefallen. Die Baumwollproduktion des Staates fiel von $1\frac{1}{4}$ Mill. Ballen in 1860 auf $\frac{1}{2}$ Million in 1870 und hebt sich erst wieder in neuester Zeit auf die

alte Höhe. Der Staat Mississippi ist vielleicht der am meisten zurückgebliebene der ganzen Union. Ungeachtet seines ganz unglaublichen Bodenreichthums ist er nur sehr spärlich bevölkert und besitzt auch mit Ausnahme von Vicksburg keine einzige Stadt über 10000 Einwohner. Es fehlt an Eisenbahnen und damit auch an Communikationen, denn in den Südstaaten und speziell in den Mississippiländern fangen die Verkehrslinien nicht beim Fussweg oder der Fahrstrasse; sondern gleich beim schiffbaren Flusse und der Eisenbahn an. Die Farmer und Pflanzer ziehen zu einander und nach den Städten querfeldein, im besten Falle ihren eigenen „*trails*“ (Spuren) folgend. Chausseen oder Landstrassen mit Gräben oder gar Bäumen und Schotterung sind in diesen Staaten vollkommen unbekannt. Die Aussenwelt kommt mit den Einwohnern von Mississippi gar nicht in Berührung. Die Reisenden von New-Orleans nach den Nordstaaten oder umgekehrt durchfliegen den Staat zur Nachtzeit im Schlafwagen der Eisenbahnzüge; Niemanden fällt es auch nur im Traume ein, sich in irgend einer der übelbeleumundeten, ihrer Unsicherheit wegen berüchtigten Eisenbahnstädtchen aufzuhalten, und so ist Mississippi speziell in seinem südlichen Theile heute noch kaum von der Civilisation berührt.

Die Städte und Dörfer liegen oft fünfzig bis hundert Meilen weit von einander entfernt, ohne Communikation untereinander, und man kann sich vorstellen, wie schwer es den Pflanzern in diesen einsamen Regionen wird, sich Lebensmittel und alles zu ihrem Lebensunterhalt Nöthige zu verschaffen und ihre Ernten auf den Markt zu bringen. Doch damit geben weder Pflanzer noch Städte die Hoffnung auf. Jeder der ersteren rechnet fest darauf, dass einmal die Eisenbahn an seiner Plantage vorbei kommen werde; jede „Stadt“, dass sie zum Endpunkt irgend einer neuen Pacific-Eisenbahn auserwählt werde. Entschieden zeigen sie

ebenso grosse Geduld wie Hoffnung, denn vorderhand ist noch nichts davon in Erfüllung gegangen.

Auf der Eisenbahn den mittleren Theil des Staates durchfahrend, war ich überrascht von der Rauhheit des ganzen Landes. Träge schlammige Ströme wühlen sich durch den sandigen gelben Boden; grüne Pfützen und trübe Wassertümpel füllen alle tieferen Stellen im Walde aus, und die Felder sind selbst nach geringem Regen ganz durchweicht. In dem nördlichen Theile des Staates ist das Land schon besser besiedelt und kultivirt; im südlichen dagegen herrschen dagegen noch indianische Urzustände. Selbst die Eisenbahnen sind ein Beispiel davon. Von einem Anschluss an die Züge anderer Bahnen oder auch nur einem Einhalten der festgesetzten Ankunftstunden ist keine Rede; die Züge halten häufig nach Belieben auf der Strecke oder bei Plantagen an, und kommen regelmässig mit ein oder mehreren Stunden Verspätung an ihren Bestimmungsort. Bei meinem Zug war die Ursache unseres häufigen Stehenbleibens die etwas kurzathmige Lokomotive, welche die Steigungen nicht zu überwinden im Stande war. Oft zwei- oder dreimal in der Stunde hielten wir stille, während die Lokomotive ihre Räder über die Schienen drehte, ohne sich auch nur einen Zoll weiter zu bewegen. Die Passagiere stiegen aus, viele halfen schieben und ziehen, aber die alte Schindmähre von Lokomotive wollte und konnte nicht vorwärts. Erst nach wiederholtem Zurückfahren und rasenden Anläufen, Bestreuen der Schienen mit Sand u. s. w. gelang es uns vorwärts zu kommen. Man kann sich lebhaft vorstellen, dass derlei Eisenbahnmanöver zur Nachtzeit in Einöden wie diese gerade nicht zu den Annehmlichkeiten der Reise gehören. Deshalb wurden auch die sonst so phlegmatischen Yankees aus ihrer Ruhe gebracht. Eine Wiedergabe der bei dieser Gelegenheit mit Nachdruck gebrauchten Flüche wäre wohl interessant, aber

sie würde das Volumen dieses Buches um einige Capitel vermehren, weshalb ich mich auf eine allgemeine Charakteristik dieser Verwünschungen beschränken muss. Der Staat Mississippi ist nach dieser Richtung hin sehr produktiv. Ein gelegentlicher kräftiger kurzer Fluch mag seine Wirkung nicht verfehlen, und ist auch in so fatalen Fällen, wie der unsrige, leicht verzeihlich. Aber der Yankee und der „*Southerner*“ (Südländer) begnügt sich nicht damit. Mit näselnder hoher Stimme spinnt er einen so dünnen langen Faden von Schwüren ab, dass der Eindruck derselben absolut verloren geht. Ein fluchender Yankee ist etwa wie ein miauender Kater, und nimmt sich, die Hände in den Taschen, den weichen Hut in die Stirne gedrückt, und sonst nicht die geringste Aufregung verrathend, für den objektiven Europäer recht lächerlich aus. — Am längsten wurden die Flüche, wenn unser Zug an einzelnen Stationen anhielt, an denen keine Seele ein- oder ausstieg, und unsere Maschine mit dem besten Willen die Waggons nicht wieder in Bewegung bringen konnte, etwa wie ein Dudelsack, bei dem es auch stets zuerst ein bischen Weile bedarf, um ihn zum Blasen zu bringen. — — Die Ortschaften erinnerten mich an die Dörfer des südlichen Ungarns und des Banats — niedere Hütten und Blockhäuser mit Einzäunungen für Schweine, grosse weite Plätze an der Station, und hie und da ein paar Urwaldbäume, welche die Axt stehen gelassen; auf den Stationen überall Baumwollballen in grosser Menge. Ich stieg in Meridian, einer Stadt im Innern des Staates, am Kreuzungspunkte der nach Vicksburg führenden Bahn gelegen, aus, um mich einige Tage in der Umgegend umzusehen.

Der Hotel-Clerk war ganz verwundert, als er aus dem Fremdenbuche ersah, ein leibhaftiger europäischer Tourist sei bei ihm abgestiegen. „*You a are fool, Sir!*“ sagte er zu mir. „Sie sind ein Narr, dass Sie sich hierher wagen!“

Und auf meine Frage erzählte er mir ganz treuherzig, Gut und Leben seien ausserhalb der Stadt in diesem Theile von Mississippi nicht besonders sicher; Industrie gäbe es absolut keine; alles, worum es sich drehe, sei Baumwolle und Schweinezucht; die Pflanzer wären sehr arm, und die Neger in den Händen der jüdischen blutsaugenden „*Storekeepers*“ oder Lieferanten, die Verhältnisse im Ganzen genommen sehr traurig.

Nichtsdestoweniger unternahm ich einige Ausflüge in die Umgegend. Das Land ist überall vorzüglich. Wasser, Wald und Prairie, aber die Ansiedler, die Strassen und Eisenbahnen fehlen. Die Bursche, die sich heute in diesen Gegenden umhertreiben, sind nicht sehr vertrauenerweckend, und in einer der vielen Kneipen in Marion, wo ich einmal übernachten musste, war ein junger Pflanzer, mit dem ich den Abend im Gespräch zugebracht, liebenswürdig genug mir zuzurufen: „*Stranger, I bet you a hundert Dollar bill, you won't see your folks alife again*“! Fremder, ich wette einen Hundertdollarschein, Ihr werdet Eure Leute lebend nicht wiedersehen!“ Der junge Mann hatte sich getäuscht; um ihn nicht so viel Geld verdienen zu lassen, fuhr ich mit dem nächsten Nachtzug nach Jackson, der Hauptstadt des Staates weiter.

Jackson ist von allen Städten der Mississippiländer zwischen Cairo und Neu Orleans gewiss die hübscheste; ein Theil der alten Pflanzeraristokratie hat hier seine Wohnsitze; überall Alleen, hübsche Gärten mit Palmen und Palmettogebüsch, Cakteen und Orangenhainen; öffentliche Staatsanstalten; und auf einer kleinen Erhebung das vornehme Kapitol des Staates, der Sitz der Regierung, an welcher das schwarze Element seinen guten Antheil hat. Mississippis Bevölkerung besteht der Mehrzahl nach aus Schwarzen, und so sehen wir sie denn auch in einigen der einflussreichsten Posten, z. B. jene des Vizegouverneurs,

des Staatssekretärs, des Unterrichtskommissärs und andere. Die Leute, denen man begegnet, ob Weisse oder Farbige, sind gut gekleidet und machen den Eindruck der Wohlhabenheit, die sich auch schon aus den freundlichen Häusern und gut gepflegten Gärten erkennen lässt. — Der Einfluss der nahen grossen Verkehrsstrasse des Mississippi und der nur zwölf Stunden (Eisenbahn) entfernten Hauptstadt des Südens macht sich hier schon sichtbar. Im Staatskapitol erfuhr ich interessante Details über den finanziellen und geistigen Zustand des Staates; es giebt zahlreiche vom Staat gut unterstützte Schulen und auch zwei „Universitäten", von denen jene zu Oxford ausschliesslich von Weissen besucht wird. Die Schwarzen ihrerseits haben sich ebenfalls eine Universität, nach dem ehemaligen Staatsgouverneur Alcorn benannt, an den Ufern des Mississippi, in der Nähe von Rodney gegründet. Aber die politischen Zustände lassen viel zu wünschen übrig. Auf dem Lande, wo Niemand da ist, für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums zu sorgen, geht es besonders zur Zeit der Wahlen schlimm her und die politische Ueberzeugung wird den Pflanzern und Negern von den „Rowdies" nicht selten mit dem Revolver beigebracht. Unter der schwarzen Landbevölkerung herrscht deshalb seit einigen Jahren schon das Bestreben, den Staat zu verlassen, und sich in Texas oder den Prairiestaaten anzusiedeln.

Ich brachte die Nacht in dem der Bahn zunächst gelegenen Hotel zu. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück drängten sich die mit dem Nachtzug angekommenen und gleich mir hier abgestiegenen Passagiere an das Bureau des Hotelclerks, nahmen hier aus den Westentaschen ihre Banknotenrollen heraus, und zahlten ihre drei Dollars, ohne irgend welche Rechnung oder Quittung zu erhalten. Andere sah ich nur zwei Dollars zahlen und so legte ich denn gleichfalls nur zwei Dollarscheine auf den Tisch. Der Clerk

betrachtete mich einen Moment, und frug mich endlich ein wenig verwundert: „*Are you a drummer, Sir?*“ — „Seid ihr ein Trommler? noch einen Dollar!“ — Ich legte ihm den dritten Dollar hin und ging weiter, um die Erfahrung reicher, dass gewöhnliche Reisende in Hotels viel mehr zu zahlen haben, als Trommler. Was ist nun aber ein Trommler? Jemand, der in den Vereinigten Staaten viel gereist ist, kennt sie schon dem Aussehen nach. Er reist mit ihnen, begegnet ihnen überall; auf den Bahnen, in Hotels, Kaufläden, Restaurants, auf Dampfern — nur nicht in abgelegenen Gegenden. „Trommler“ heissen in Amerika die Geschäftsreisenden, die „*Commercials*“.

Von Jackson kehrte ich mittelst Eisenbahn an den Mississippi zurück, um von Vicksburg aus einige Ausflüge nach dem berühmten Mississippigrund „*the Mississippi-bottom*“ zu unternehmen. Dieses „Bottomland“, nach dem allgemeinen Ausspruch der Pflanzer der kräftigste und fetteste Landstrich des ganzen Stromgebietes, ist heute noch im Urzustande und gänzlich unbewohnbar. Es erstreckt sich am linken Mississippiufer von Memphis bis Vicksburg, also in einer Länge von nahe dreihundert Meilen, bei einer Breite von dreissig bis vierzig Meilen, den Flächenraum des Königreichs Württemberg bei Weitem übertreffend. Ein höchst wasserreiches und ausgedehntes Flusssystem durchzieht dieses Urwaldsgebiet, zumeist Nebenflüsse des Yazoo, oder „Fluss des Todes“, wie ihn die Indianer nannten. — Die jährlichen Mississippifluthen bedecken den grössten Theil des Landes drei bis sechs Fuss tief mit Wasser, und wenn dieses im Sommer wieder abläuft, so lässt es eine dicke Schlammkruste zurück, die dem Feldbau gerade nicht zuträglich sein kann. Die Insektenwelt, die aus diesem Boden hervorkommt, ist staunenerregend. Ochsen und Pferde werden von giftigen Stechfliegen oft innerhalb we-

niger Stunden zu Tode gemartert.*) In den zumeist aus Silberpappeln, Eichen, Sassafras und Cypressen bestehenden Wäldern findet man viel Rothwild, in dem Schilfrohrdickicht der Niederungen kleine schwarze Bären und Panther, auf den zahlreichen sichelförmigen Seen — offenbar Abschnitte des einstigen Strommbettes — tummeln sich Pelikane, Schwäne und unzählige andere Vögel, sowie auch Alligatoren. Es ist mit einem Worte der schon in früheren Kapiteln geschilderte Urwald mit all seinen Eigenthümlichkeiten, Vorzügen und Nachtheilen, und es wird nur der Zeit und der wachsenden Einwanderung aus den nördlichen Staaten bedürfen, um ihn zu lichten und die weiten Landstrecken für den Ackerbau zu gewinnen.

Die Mehrzahl der Flüsse, die das Urwaldgebiet durchziehen, sind schiffbar und stehen an manchen Stellen mit den Seitenarmen des Mississippi in Zusammenhang. Der Hauptfluss ist wie gesagt der Yazoo, welcher bei Vicksburg, der grössten Stadt des Staates Mississippi, in den Hauptstrom mündet.

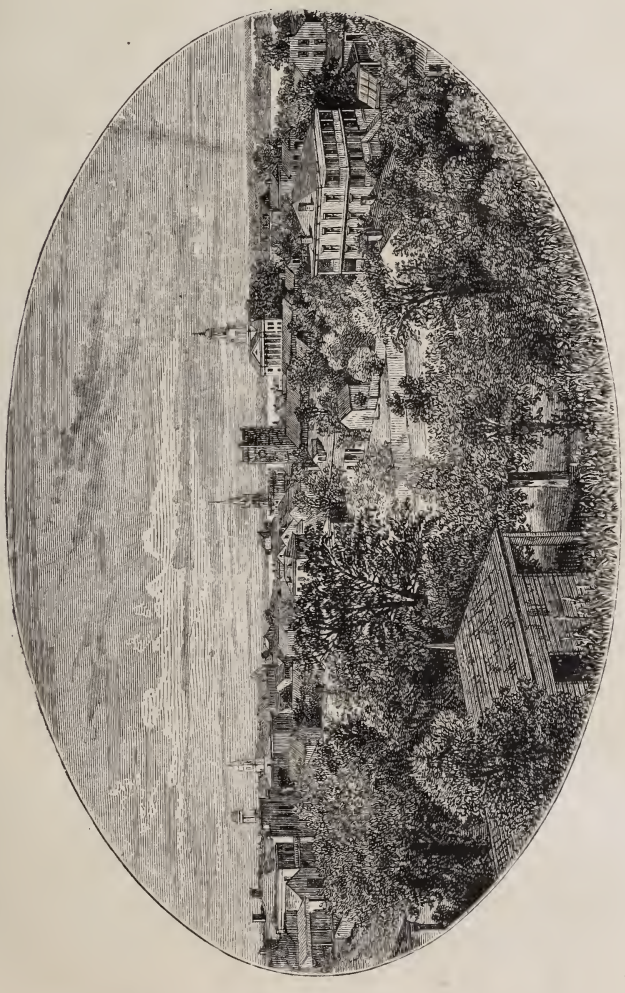
Es giebt in den Vereinigten Staaten keine Stelle, welche so viele traurige Erinnerungen an den furchtbaren Sklavenkrieg des vorigen Dezenniums wachruft, wie Vicksburg. Jeder Hügel, jeder Theil der steil aus dem Strom emporsteigenden Klippen hat seine Legende über irgend eine heroische Kriegsthat, jeder Flecken der Umgegend wurde von Soldatenblut getränkt. Selbst der Strom zeigt noch Spuren von der grossartigsten und blutigsten aller Belagerungen, welche die moderne Geschichte aufzuweisen hat. Sein Lauf wurde damals abgelenkt, und der Strom wendet sich seit jener Zeit immer mehr dem neuen Bette zu.

Die Stadt steigt geradezu imponirend auf den „*bluffs*“, den steilen Klippen des Stromes, bis zu dem Plateau der-

---

*) Siehe Somers: *The Southern States*, p. 255.

selben empor, wo sich das schöne Gerichtsgebäude und die vernehmeren Besitzungen der Pflanzer befinden. Auf der Anhöhe darüber gewahrt man noch jetzt die Spuren



Strombilder: Vicksburg.

jenes alten Forts, von dessen Mauern „*Whistling Dick*“, die berüchtigte Kanone der Conföderirten, grausen Tod in die Reihen der Feinde schleuderte. Von diesen Ruinen,

heute mit üppigem Gras überkleidet, geniesst man einen weiten Ausblick auf den gewaltigen Strom und seine Windungen, die beiden Zwillingsstädte De Soto und Delta am jenseitigen Ufer, und das ganze bewegte Flussleben der Hafenstadt; näher heran liegt *Washington Street*, die Hauptstrasse von Vicksburg, mit hübschen grossen Hotels und Waarenhäusern; darunter die vielen kleinen engen Strassen, die anscheinend senkrecht nach dem Strom und zu den ausgedehnten Magazinen und Waarenschuppen an seinen Ufern hinabführen. — Für Wagenverkehr sind sie ganz unbenutzbar und selbst Menschen keuchen nur mit Mühe die steilen Anhöhen hinan. Die Strassen sind gefüllt mit schmutzigen herumlungernden Negern und weissen Vagabunden. Man sinkt fusstief in den Koth der ungepflasterten Fahrwege ein, und das ganze Aussehen der Stadt ist nicht im geringsten anheimelnd oder gar Vertrauen erweckend.

Vicksburg ist heute noch eine der grossen Handelsstädte des Baumwolldistriktes; neunzehn Dampferlinien haben hier ihre Werften und Anlegestellen, und der Waarenverkehr drunten am Strom und an der Eisenbahn ist imponirend. Viele der ersten und ältesten Pflanzerfamilien des Südens haben hier ihre Residenzen, und dennoch ist Vicksburg seit dem Kriege eine der berüchtigtsten Städte geblieben. Das zahlreiche Gesindel, das in allen Hafenstädten vorzufinden ist, macht sich hier besonders bemerkbar, und man trägt deshalb noch immer seinen Revolver hier gewöhnlich ebenso mit sich, wie etwa seinen Taschenbleistift und seinen Zahnstocher. Lynchmorde, Todtschläge und Schiessaffairen fielen mehrere Jahre hindurch fast wöchentlich vor, und mag es auch in der jüngsten Zeit besser geworden sein, ganz lammfromm sind die „*Rowdies*“ noch immer nicht! —

Eine hohe Flaggenstange mit dem Sternenbanner zeigte

mir vom Schiffe aus die Stelle, wo sich der etwa zwei Meilen von der Stadt entfernte „Nationalfriedhof“ befindet, der die Leichen der vielen bei der Belagerung von Vicks-

Strombilder: Natchez.

burg gefallenen Tausende enthält. Auf vierzehn wohlgepflegten Terrassen breiten sich dort an 18000 Gräber aus, von denen keines leer geblieben!

In den Gegenden südlich von Vicksburg, und selbst in Natchez, dem nächstgrössten Flusshafen des Staates Mississippi, sind die Neger in der Majorität und nehmen auch die wichtigsten Bezirks- und städtischen Aemter ein, nicht selten eine der Hauptursachen der fortwährenden politischen und sozialen Reibereien, deren Schauplatz der Staat nach dem Kriege geworden. In Natchez vertragen sich die beiden Rassen ganz friedlich, aber ihre Schulen, ihre Gesellschaft, ihre Kirchen sind doch entweder exclusiv weiss oder exclusiv schwarz. Baumwolle ist hier, wie überhaupt in dem ganzen Landstrich, das Hauptprodukt.

X.

Ku-Klux-Klan und Richter Lynch.

Nach der Beendigung des grausamen und blutigen Sklavenkrieges tauchte in den verschiedenen Städten und Staaten des Südens eine geheime Gesellschaft auf, die in der energischsten Weise in den überwältigten, vom Feinde besetzten und von den eben befreiten Negern terrorisirten Distrikten Ruhe und Ordnung schuf, begangene Verbrechen bestrafte, und eine Art souveräner Geheimpolizei bildete. Die Mitglieder dieser Gesellschaft trugen eine eigene, an die Inquisitionstracht erinnernde Vermummung, waren zumeist beritten, und übten ihren Beruf stets zur Nachtzeit, ja auch das nur mit verhüllten oder maskirten Gesichtern aus. Binnen kurzer Zeit waren sie der Schrecken der vagabundirenden, tollen Neger und der föderalistischen Besatzungen geworden, und es ging die Sage, sie wären die Rächer der im Kriege umgekommenen conföderirten Soldaten. Ihre aus schwarzem Callico angefertigte Kleidung wurde „Leichentuch“ genannt. Das Material dazu wurde zur Nachtzeit von geheimen Boten in Privathäusern vertheilt und dort von den Frauen und Töchtern der Südstaatler zu Uniformen genäht, die dann auf ebenso

geheimnissvolle Weise wieder abgeholt wurden. Die Südstaatler glaubten und vertrauten fest auf den „Klan“ und dessen Fähigkeit, sie zu beschützen. Das Geheimniss der Mitgliedschaft wurde so strenge bewahrt, dass kaum jemals Einer von ihnen entdeckt wurde, obschon sowohl die Militärbehörden, wie die Bundesregierung in Washington durch zahlreiche Geheimpolizisten nach ihnen fahnden liessen. Dabei waren ihre Thaten durchaus nicht immer gesetzlich. Wenn sie z. B. zur Nachtzeit weitere Ausflüge zu unternehmen hatten, wurden die Pferde in dem nächsten besten Farmhaus requirirt, aber auch ebenso pünktlich wieder nach ein oder zwei Tagen zurückgestellt. Beschlossen irgend ein Militärposten oder selbst grössere Besatzungen in den Städten Massregeln gegen den Ku-Klux, dann paradirte der letztere vielleicht noch in derselben Nacht in solcher Stärke und Zahl an der Kaserne vorüber, dass man den Plan bald aufgab, gegen eine so respektable Macht militärisch vorzugehen. Die Hauptaufgaben des Ku-Klux waren die Entwaffnung der gefährlichen, mit Raub und Mord umherziehenden Banden „freier“ Neger, die Bestrafung oder Aufknüpfung der Marodeure und notorischen Verbrecher, und die Herstellung grösserer Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die durch die soziale Anarchie in den geschlagenen Südstaaten arg bedroht waren. Hauptsächlich waren es die Neger, die sich als Herren und Gebieter im Lande fühlend, bis an die Zähne bewaffnet, dabei aber mit leerem Magen im Lande umherirrten, und sich durch Diebstahl und Raub ihren Lebensunterhalt verschafften. Politische und soziale Agitatoren der schlimmsten Sorte kamen vom Norden zugereist, zogen von Plantage zu Plantage, warfen sich zu Anführern der Neger auf, und ermunterten sie in den berüchtigten nächtlichen „*Meetings*“ zur gänzlichen Niederwerfung der Weissen, ihrer einstigen Herren. Verbrechen und Unthaten nahmen in erschrecklicher Weise überhand. Das

Gesetz konnte in diesen weiten, dünn bevölkerten und verwüsteten Ländern nicht zur Geltung gebracht werden.

Es war in dieser Schreckenszeit, dass der Ku-Klux zum Vorschein kam und sich bald zur mächtigsten, verbreitetsten und gefürchtetsten geheimen Gesellschaft entwickelte, welche die Geschichte eines einzelnen Landes kennt. Leider wurden die guten Absichten, mit denen die Gesellschaft ihre geheimnissvolle Thätigkeit begann, in vielen Fällen nicht eingehalten. Grausame Hinrichtungen und Gewaltthaten, an die Zeiten der Inquisition erinnernd, nahmen immer mehr überhand, und während dadurch die Ku-Klux-Männer allmählich jedes Ansehen verloren, gewannen auch mit der Zeit wieder die Regierung und die Behörden an Macht und Einfluss. So brach denn endlich die gefürchtete Gesellschaft in sich selbst zusammen und verschwand besonders in jenen Gegenden, in welchen sie zu willkürlich gehaust, während sie sich in andern noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und noch immer ihres Rächeramts waltet. Der Name Ku-Klux wird nur selten mehr gebraucht, und kommt höchstens hie und da in den Hetzereien der republikanischen Presse zum Vorschein. An seine Stelle traten die Vigilance-Comités und Richter Lynch. Die ersteren sind in den Südstaaten kaum etwas anderes als sporadische und man kann sagen in vielen Gegenden sehr wohl berechtigte Ueberreste des Ku-Klux-Klan. Auch Richter Lynch, die Bestrafung begangener Verbrechen durch das Volk selbst, hat in den meisten Fällen seine Berechtigung, wenn man sich auch nicht mit der grausamen Art und Weise einverstanden erklären kann, in welcher die Volksjustiz ausgeübt wird. Leider sind Morde, Schändungen, Todtschläge und andere schwere Verbrechen in den südlichen Staaten des Mississippibeckens nur zu häufig, und man findet zu seinem Entsetzen fast in jedem Blatte, das man aufschlägt, die langathmige Schilderung irgend einer blutigen That. Die Länder

sind zu dünn besiedelt, zu neu und ungeordnet; das Gesetz hat keine Macht, die Richter sind in vielen Fällen bestechlich, die Geschworenen urtheilen vielfach nach politischen und persönlichen Neigungen, und die Advokaten sind in diesen Regionen die allerschlimmste Menschenklasse, die nur je aus Schulen hervorgegangen. Leider sind diese unglückseligen Verhältnisse südlich des Ohio- und Arkansas-Stromes zu bekannt und zu gewiss, als dass man zögern sollte, sie in den richtigen Farben zu malen. Ihnen allein ist jene Entsetzen erregende Verbrecherstatistik des Südens zuzuschreiben. In der Regel sind es die kleinen, von den Hauptstädten und Militärbesatzungen entfernt liegenden Landstädtchen in Louisiana, Mississippi, Arkansas und Kentucky, in welchen Richter Lynch seines Amtes waltet. — Die Statistik des vergangenen Jahres hat in den Südstaaten allein 64 Hinrichtungen von Mördern — zumeist Negern — aufzuweisen, während die übrigen, dreimal so volkreichen Staaten der Union „nur“ 37 Hinrichtungen zählten. Die Verurtheilten wurden mit Ausnahme eines Einzigen gehängt; im Staate Texas steht ihnen nämlich die Wahl der Todesart zwischen Strang oder Pulver und Blei frei, und einer der Verurtheilten hatte die Erschiessung dem Hängen vorgezogen. Die Verbrechen, die sie begangen, sind zumeist Ermordung und Schändung von Frauen. — Ausser diesen gesetzlichen Hinrichtungen wurden in den Südstaaten durch das Lynchverfahren noch 36 Personen zum Tode gebracht, von denen acht auf Kentucky und je fünf auf die Staaten Tennessee, Louisiana und Texas entfallen.

Auf welche Weise der Mob bei der Lynchung von Verbrechern vorgeht, mögen einige Fälle aus der jüngsten Zeit darlegen:

Mr. Phillips, ein allgemein geachteter junger Mann, wohnte bei seinem Onkel auf einer Farm unweit Tangipahoa

im Staat Louisiana, und war im Dezember des vergangenen Jahres nach der genannten Stadt gefahren, um Baumwolle zu verkaufen. Auf dem Rückwege wurde er von zwei Negern Johnson und Walker überfallen, erwürgt und beraubt. Kurz nach der That wurden die beiden Mörder verhaftet und nach dem Parish Gefängniss von Amité City gebracht, wo sie seit Monaten ihrer Verurtheilung harrten.

In demselben Gefängnisse sassen schon seit drei Jahren zwei andere Mörder. Der eine, George Carroll, ein dunkler Mulatte, hatte im November 1877 seine Frau erdrosselt und die Leiche in einem Walde verbrannt. Carroll wurde prozessirt, schuldig befunden und zum Galgen verurtheilt. Er appellirte jedoch auf Anrathen seines Advokaten an den Obersten Gerichtshof, den „*Supreme Court*“, und war nun schon nahezu drei Jahre auf Kosten der Gemeinde gefüttert worden. Der zweite Missethäter, Dick Smith, ebenfalls ein Mulatte, hatte vor drei Jahren eine junge reizende Dame von 18 Jahren in Washington Parish, Staat Louisiana, ermordet. Er wurde schuldig befunden und zum Tod verurtheilt. Aber wie sein Zellennachbar hatte er einen neuen Prozess durchgesetzt, in welchem seine Strafe in lebenslänglichen Kerker umgewandelt wurde. Auch dagegen hatte er appellirt, und sein Prozess schwebte eben vor dem Obersten Gerichtshof, als die beiden Mörder des ersterwähnten Mr. Phillips in dem Gefangenhause eintrafen.

Die Straflosigkeit, der sich die Mörder hier erfreuten, hatte die jungen Leute des Pfarrsprengels aufgebracht. An einem Sonntag des vergangenen Winters gegen 10 Uhr Nachts erschienen an hundertfünfzig wohlvermummte und bewaffnete Reiter aus den benachbarten Ortschaften in Amité und verlangten die Schlüssel zum Bezirks-Gefängniss. Nach langer Weigerung des Beschliessers entrissen sie ihm dieselben, holten die vier farbigen Mörder und zwei ihrer Mitschuldigen heraus und brachten sie in eine etwa zwei

Meilen ausserhalb der Stadt gelegene Waldung. Ein Augenzeuge erzählte mir folgendes: Dick Smith wurde zuerst vorgenommen; den Strick um den Hals gestand er seine Blutthat, und wurde unmittelbar darauf an einen Baumast aufgeknüpft. Die Mörder des jungen Phillips kamen zunächst an die Reihe, und ihre Körper wurden im Hängen noch von Kugeln durchbohrt. Ihnen folgte auf dem nächsten Baumast George Carroll, während den beiden der Mitschuld angeklagten Negern bedeutet wurde, das Kirchspiel zu verlassen, falls sie nicht das Schicksal ihrer vier Genossen theilen wollten. Daraufhin wurden sie freigelassen. Die Leichen wurden nach etwa einer halben Stunde herabgenommen und begraben.

Die N. Orl. Deutsche Zeitung bemerkte zu diesem Fall: „So befreite denn die Rächerschaar die Gemeinde von allen weiteren unnützen Fütterungskosten, und gleichzeitig unsere schläfrige „Supreme Court" von einer weiteren Erwägung der Appellationen. Es war ein grausamer Akt der Volksjustiz, veranlasst durch das Verfahren der regulären Gerichte, die den Verbrechern jede mögliche Gelegenheit geben, der wohlverdienten Strafe zu entschlüpfen, wie aus den einzelnen Fällen deutlich zu ersehen ist."

Ein anderer, viel grausamerer Fall von Volksjustiz kam vor wenigen Monaten in Hopkinsville, einem Landstädtchen im Staate Tennessee vor. Er möge an dieser Stelle Platz finden, weil er einerseits das Verfahren der Lynchmorde, anderseits die Rohheit und Grausamkeit der Neger in jenen Ländern in grellem Lichte darstellt. Die N. Y. Staatszeitung erzählt hievon wörtlich: „Laprade, der Ermordete, war ein reicher Junggeselle und lebte in der Nähe von Saddlersville Ten.*) Etwa ein Dutzend Neger erschienen eines Abends

*) Ten = Abkürzung für Tennessee; ebenso dienen anf Brief-Adressen, in Zeitungen, Büchern u. s. w. stets nur die Anfangs- oder andere Buchstaben

vor seinem Haus, riefen ihn an die Thüre, und als er sie öffnete, warfen sie einen Strick über seinen Kopf und schnürten damit seine Kehle derart zusammen, dass er keinen Lärm machen konnte. Dann hingen sie ihn zweimal auf und verlangten sein Geld. Er hatte blos 5 Shilling und die gab er dem Gesindel. Als sie fanden, dass sie mit der Hängerei ihren Zweck nicht erreichen würden, griffen sie zu ihren Messern, verstümmelten seinen Körper und schleppten ihn an dem um den Hals geschlungenen Strick im Hofe herum. Endlich ergriffen sie ein Beil und zerschmetterten ihm den Schädel. Zuletzt warfen sie den Leichnam in eine Grube, in der man ihn einige Tage nachher fand. Sonderbar war die Entdeckung des Leichnams. Ein Neger träumte, er sei beraubt, gehängt, verstümmelt, und in eine Grube geworfen worden, und dieser Traum gab Veranlassung zur Durchsuchung der Grube, in welcher Laprade's Körper sodann gefunden wurde."

„Kaum waren einige der betheiligten Neger verhaftet, als schon des Nachts eine Anzahl Männer in der Zelle eines von ihnen erschienen. — Sie warfen, nach seiner eigenen Erzählung, eine wollene Decke über seinen Kopf und banden dieselbe fest, so dass er nicht sehen konnte. Sie fesselten seine Arme mit einem Strick und warfen ihn auf ein Pferd. Einer von dem Mob setzte sich hinter ihm auf dasselbe. Zwei Männer führten ihn so an einen abgelegenen Ort und hingen ihn an dem Aste eines Baumes auf, dann liessen sie ihn wieder herunter und sagten ihm, wenn er nicht gestehe und alle Einzelheiten in Bezug auf die Ermordung Laprade's angebe, würden sie ihn bei lebendigem Leibe verbrennen. Zunächst sagte er ihnen, dass er von der Sache weiter nichts wisse, als dass Bell und

---

als Bezeichnung des Staates, in welchem der anzuführende Ort gelegen, z. B. Ka für Kansas, Mo für Missouri, La für Louisiana u. s. w.

Jamison (zwei der betheiligten Neger) ihn von dem Komplott zur Beraubung und Ermordung Laprade's am Freitag vor Verübung der That unterrichtet hätten, dass er sich aber geweigert, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Mehr könne er nicht sagen. Hierauf zwangen ihn die Vermummten, sich auf den Boden zu setzen. Sein Rücken wurde an einen Baum gelehnt, an den sie ihn mit Stricken festbanden, zugleich trieben sie auf beiden Seiten seiner Beine Pfähle in den Boden, so dass er seine Glieder nicht mehr rühren konnte. Hierauf häuften sie Blätter auf ihn und zündeten Feuer an seinen Fusssohlen an. Sie liessen das Feuer so lange brennen, bis er die Höllenqual nicht mehr auszuhalten vermochte und sich dazu verstand, die an ihn gestellten Fragen zu beantworten. Hierauf setzten sie ihn wieder auf das Pferd und brachten ihn in das Gefängniss zurück. Dort wurden seine arg verbrannten Füsse mit Oel und Soda eingerieben und verbunden, auch verabreichte man ihm etwas Branntwein. Das Versengen seiner Fusssohlen hat das ganze Nervensystem des Negers zerrüttet und sogar Magen, Lunge und Herz in Mitleidenschaft gezogen."*)

Zwei Tage nach diesem grausamen Verhör schritt der Mob an die Bestrafung der Mörder. Der „*Nashville American*", das grösste Blatt des Staates, erzählt die Begebenheit wörtlich, wie folgt:

„Noch nie hat man in Tennessee einen ruhigeren, ordentlicheren und besser regulirten Mob gesehen, als den, der die jüngsten Lynchmorde in Hopkinsville verübte. Es waren ihrer 70 Mann und tüchtig einexercirt. Sie ritten zwei Mann hoch von der Port Royal Strasse in das Städtchen und unmittelbar nach dem Gefängniss. Die Pferde stellten sie in Linie vor das Gebäude und liessen sie von

*) Newyorker Staatszeitung 16. Septb. 1880.

acht Mann bewachen. Vorposten wurden von ihnen in verschiedenen Theilen der Stadt ausgestellt. Viele Personen, die ihrer Ankunft entgegengesehen hatten, waren wach und äusserst neugierig, das Verfahren der Vigilanten mit anzusehen. Wenn die Zuschauer sich den Lynchern und den Pferden derselben zu sehr näherten, wurden sie wegbeordert. Einige liessen sich mit den Lynchern, die sie nicht kannten, in ein vertrauliches Geplauder ein. Alle Lyncher waren maskirt. Sie zogen ihre Hüte tief herunter, auch hatten die meisten Taschentücher vor ihren Gesichtern. Ihr Anführer liess den Sheriff, der zugleich Gefängnissbeamter ist, auffordern, die Schlüssel zum Gefängniss herzugeben, aber derselbe liess sich gar nicht sehen; hierauf stiess der Mob die Thore ein. Nachdem die Lyncher durch dieselben eingedrungen waren, befanden sie sich in der Wohnung des Sheriffs, und bald standen sie vor einer doppelt verschlossenen Thüre, die in das eigentliche Gefängniss führte. Sie hatten sich aus den verschiedenen benachbarten Schmiedewerkstätten mit Hämmern versehen und attackirten so bewaffnet die Gefängnissthüre. Dennoch dauerte es volle dreiviertel Stunden, ehe sie bis zu den Gefangenen zu gelangen vermochten. Einige Insassen des Gefängnisses zeigten den Lynchern die Zellen Bell's und Jamison's. Einer jener Insassen, Namens Warren Woodard, der seinen Stiefvater umgebracht hat, machte so viel Lärm, dass ihm der Mob bedeutete, man suche nicht ihn, und er könne hingehen, wohin er wolle. Gleichzeitig mit dem Mob war eine Anzahl anderer Maskirter in das Gefängniss gedrungen, welche nach Ramsey, einem Neger welcher eine junge weisse Dame meuchlings erschossen hatte, forschte.

Nachdem der Mob die beiden Neger ergriffen hatte, wollten diejenigen, welche nur zu dem Zwecke gekommen waren, um Ramsey zu ergreifen, nicht eher abziehen, als

bis man ihnen jenen Verbrecher überliefere. Schon gegen Abend hatte Ramsey die Bemerkung gemacht, er glaube, dass in dieser Nacht ein Mob kommen und dass er in diesem Falle sein Leben theuer verkaufen werde. Diese Prophezeihung erfüllte sich, aber auch die Drohung des Gefangenen. Seine Zelle war die erste in der oberen Reihe. Man bedurfte einer Leiter, um in dieselbe zu gelangen. Es befand sich zwar eine solche im Gefängniss, der Mob verschaffte sich jedoch noch eine von auswärts. Beide wurden gegen Ramsey's Zelle gelehnt und bald war das Vorlegeschloss zertrümmert. Ramsey bot den Lynchern Trotz. Er hatte von seinem Stuhl einen Fuss losgebrochen und liess mit dessen Hülfe seine Hiebe hageldicht auf seine Angreifer fallen, von denen nicht mehr als zwei auf einmal an ihn heranzukommen vermochten. Eine Stunde lang wurde wüthend gekämpft. Die Angreifer spritzten Petroleum in Ramsey's Zelle und brennendes Papier ward nachgeschleudert, aber all das blieb ohne Erfolg. Indessen konnten die Lyncher beim Schein des brennenden Petroleums den Gefangenen sehen, und nun wurde Schuss auf Schuss auf ihn abgefeuert. So oft Ramsey getroffen wurde, schrie er: „Ihr habt mich getroffen, seid verdammt!“ Beim dritten Schuss rief er: „Ihr habt mich dreimal getroffen!“ „Du bist ein Lügner!“ schrie einer der Lyncher. „Haltet einen Augenblick an“, erwiderte Ramsey „und ich zeige es Euch.“ Der Kampf wurde eingestellt, als Ramsey seine rechte Hand vorzeigte, deren Zeigefinger und Daumen heruntergeschossen waren. Nun begann das Gefecht von Neuem. In seiner Stellung hinter der Mauer hätte Ramsey Tausenden von Feinden Stand halten können, aber der Blutverlust hatte ihn geschwächt. Ein Blutstrom rann von seinem linken Bein herunter. Endlich sank er zusammen. Ein Lyncher benützte die Gelegenheit, von der höchsten Sprosse der Leiter aus auf ihn zu schiessen, und die Kugel

durchbohrte Ramsey's Brust. Von nun an wurde kein Schuss mehr abgefeuert. Der Leichnam Ramsey's wurde mit der Leiter auf den Boden hinuntergelassen. Von den nur wenige Fuss davon entfernten Stufen aus sahen Bell und Jamison ruhig aber zitternd zu. Ob irgend welche Lyncher von Ramsey's Knüttel verwundet wurden, ist nicht bekannt geworden. Ramsey's Leichnam blieb auf dem Fussboden liegen, bis die Coroners-Jury ihn besehen hatte. Sobald der Mob das Gefängniss verlassen, drangen die Aussenstehenden hinein, besichtigten den angerichteten Schaden und brachten die Gefangenen in sichere Verwahrung. Es hatte voller drei Stunden bedurft, um in das Gefängniss einzudringen und Ramsey zu überwältigen. Es fing bereits zu tagen an, und die Zeit drängte. Auf das Kommandowort des Führers setzten sich die Reiter in Marsch und galoppirten auf dem Port Royal-Wege davon. Die zwei Gefangenen waren stark gefesselt und an ihre Pferde gebunden. Vielleicht beabsichtigten die Lyncher, die Gefangenen in's Springfielder Gefängniss mitzunehmen, dann nach Saddlersville zu eilen und die ganze Sippschaft von acht Negern in der Nähe des Schauplatzes ihres Verbrechens auf einmal zu lynchen, aber der Aufenthalt in Springfield hatte dies vereitelt. An einem sechs Meilen entfernten Punkte des Port Royal-Weges, da, wo die Eisenbahn denselben kreuzt, wurde Halt kommandirt, und der Mob schritt ruhig zum Vollzuge der ihm gestellten Aufgabe. Die zwei Neger wurden von den Pferden herabgenommen und von bewaffneten Männern umringt. Man fragte sie, ob sie noch Etwas zu sagen hätten. Beide gestanden hierauf ihre Schuld und sagten, sie wüssten wohl, dass sie sterben müssten, und wollten daher nichts als die Wahrheit sagen. Sie wurden dann gefragt, ob die Gefangenen in Saddlersville, deren Namen die Lyncher ihnen vorlasen, schuldig seien, und Bell und

Jamison bejahten dies. Auch gaben sie den Namen eines andern Negers an, der ebenfalls an dem Morde sich betheiligt haben sollte. Zwei grosse Stücke schwarzen Flors wurden herbeigeschafft und den Negern über die Köpfe und Gesichter gezogen. Jamison wurde dann an einem Ast aufgeknüpft, Bell einige Schritte weitergeführt und an einen anderen Baum gehängt. Der dazu verwendete Strick war dünn, aber stark und schnitt tief in das Fleisch ein."

Soweit der wörtliche und deshalb nicht besonders stylgerechte Bericht über den letzten Lynchmord. Er wird genügen, um die Zustände zu charakterisiren, die in dem Stromgebiete des Mississippi heute noch herrschen. Dass sie nicht dazu angethan sind, die Einwanderung zu befördern, Kapital aus den nördlichen Städten nach dem Süden zu führen und zum Wiederaufbau geordneter Verhältnisse beizutragen, kann man sich wohl denken. Dennoch hat diese wilde Art Justiz ihre guten Folgen. Bei der Milde, Bestechlichkeit oder Nachlässigkeit der südlichen Gerichtshöfe würden die Verbrechen von Seiten der Neger, wie der Weissen schon längst noch viel zahlreicher und schrecklicher geworden sein, wenn nicht das Volk durch diese Lynch-Hinrichtungen selbst Justiz ausüben und Exempel statuiren würde, die auf die verderbten Massen des Neger- und des weissen Pöbels warnend einwirken.

Leider ist aber auch Richter Lynch ein wenig parteiisch, denn in der Regel sind es nur Farbige, die seinem Urtheil zum Opfer fallen, während die Weissen, die vielleicht ebenso zahlreiche Morde verüben, von der Lynchjustiz meistens verschont bleiben. Der „*Freedman*" ist eben noch immer, trotz seiner scheinbaren Unabhängigkeit, das Stiefkind des weissen Südländers geblieben!

XI.

Mississippifahrten.

Das Flussleben auf dem Vater der Ströme steht zu seiner Grösse und Bedeutung in gar keinem Verhältniss. Hie und da begegnet man einem stromaufwärts fahrenden Dampfer oder hört zum mindesten den schrillen, langgezogenen Pfiff seiner Dampfpfeife zwischen den Bäumen der Insel hindurch, die unser Fahrwasser von dem seinigen trennt. Täglich begegnen wir ein oder zwei langsam den Strom hinabtreibenden „*Flatboats*“ (Flachboote), von welchen uns Gerstäcker so viel erzählte.

Diese Flatboats sind eine ausschliesslich dem Mississippi und seinen Nebenflüssen eigenthümliche Institution. Sie sind für den an den Ufern oder abseits von den Eisenbahnen wohnenden Pflanzer und Holzfäller, Jäger, Squatter u. s. w. absolut unentbehrlich. Die Flatboats sind manchmal jahraus, jahrein die einzigen Vermittler zwischen ihnen und der Aussenwelt, und die guten Geschäfte, die diese schwimmenden „*Stores*“ machen, beweisen, dass die Uferwälder des Mississippi nicht so unbewohnt sind, als man für den ersten Moment glauben möchte. Allerdings lässt auch die Mehrzahl der Uferbewohner ihr ganzes Geld —

ihre ganze Jahreseinnahme diesen Flatboatmen. Man darf indessen nicht glauben, dass die armen Uferleute mit irdischen Schätzen gesegnet wären.

Es sind ganz eigenthümliche Typen, die dieses unwirthliche Uferland bewohnen. Etwa jene weissen Zigeuner, die mit jedem Jahre oder noch häufiger ihren ländlichen Wohnsitz wechseln und strenge jede Ortschaft vermeiden. Weisse Waldmenschen, die den Namen „*poor white trash*“ führen, und deren Lebensweise jener der alten Kelten gleicht. Tennessee und Alabama, sowie die Ufergegenden des Mississippi und seiner Nebenflüsse sind ihr Hauptrevier. Verkommene Generationen, Ueberreste, welche die weisse Civilisation in ihrem wahnsinnigen Laufe nach Vorwärts abseits am Wege liegen gelassen! — Sie nähren sich von Fischfang, Diebstahl und Jagd, leben in rohen Cabinen, aus Baumstämmen gezimmert, und votiren bei den Präsidentenwahlen noch heute etwa für den verstorbenen Lincoln.

Ein Pendant zu diesen weissen Waldmenschen sind die schwarzen, der „*Nigger trash*“. Ihre Lebensweise ist den erstern gänzlich gleich, nur sind ihre Motive verschieden. Die Weissen scheuen ihres Gleichen und sind — wenn sie überhaupt etwas sind — Pessimisten und Menschenverächter. Sammy hingegen und seine fröhliche, lachende Familie sind die reinsten Epikuräer. Sie freuen sich des Lebens, geben Festmäler und Gelage mit Kartoffeln und Mais und Fischen, und sind so glücklich, wie nur irgend eine weisse Jungfrau sein kann, wenn ihr Herz zum ersten Male Feuer gefangen — sie leben in den Tag hinein, sind traurig und elend im Winter, lustig im Sommer. Sie arbeiten nur so viel, als nothwendig ist, um sich vor dem Verhungern zu schützen. Sonst theilen „Sammy“ und „Aunty“ ihre Zeit in Schlafen und in Dolce far niente.

Eine dritte Classe von Uferbewohnern in Missouri, Tennessee und Arkansas sind die Holzfäller und Squatters.

Diese Leute sind das ganze Jahr über auf der Jagd nach Baumstämmen. Sie durchstreifen mit der Büchse auf dem Rücken, die Jagdtasche an der Seite, den Revolver im Gürtel und die Axt auf der Schulter die Urwälder. Sie suchen sich die schönsten, stärksten und höchsten Stämme aus, fällen sie durch Axt und Feuer, behauen sie und verzeichnen sich genau ihre Lage. Kommt dann im Frühjahr das Hochwasser, tritt der Strom aus seinem Bett und überschwemmt die Umgegend auf hunderte von Meilen, dann suchen diese Holzfäller die einzelnen Baumstämme, die nun auf dem Wasser frei schwimmen, zusammen, bilden ein Floss daraus und fahren damit in den Hauptstrom hinein. Die starke Strömung führt diese „*Rafts*“ binnen wenigen Tagen nach Memphis und sogar New-Orleans. Hier verkaufen die Squatters ihre Flösse und kehren im Sommer und Herbst, wenn die Fluthen aus den Wäldern wieder zurückgetreten sind, dahin zurück.

Mit diesen Leuten, sowie mit den kleinen Plantagen, die hie und da in den kleinen Waldlichtungen oder an den zahllosen Bayous und Nebenarmen des Stromes liegen, treiben die Flatboats ihren Handel. Es sind, wie gesagt, kleine hölzerne, auf breiten, flachen Fährbooten stehende Wohnhäuser, die in den grossen Städten am oberen Flusslaufe, in St. Louis oder Cincinnati gebaut werden. Ihre Eigenthümer statten sie mit allerhand Hausgeräthschaften und Werkzeugen, Kleidungsstücken, Kaffee und Zucker, Munition u. s. w. aus, befestigen eine Fahne auf's Dach, eine Glocke auf den Bug, und lassen sich nun auf dieser Miniatur-Ausgabe der Arche Noah's den Strom hinabtreiben, um bei jeder kleinen Ansiedlung ihre Geschäfte zu besorgen und ihre Waaren an den Mann zu bringen. So verleben sie den ganzen Sommer und Herbst auf dem Fluss, und wenn sie endlich in New-Orleans anlangen, verkaufen sie ihre Boote, kehren nach St. Louis zurück und

lassen sich dort im nächsten Jahre ein zweites Boot bauen, mit dem sie abermals die Reise stromabwärts unternehmen.

Andere dieser Flatboats beherbergen nur Fischer, die Sommer und Winter auf dem Wasser bleiben und auf die schweren, oft zwei- bis dreihundert Pfund wiegenden „*Catfish*“, die Buffalofische u. s. w. Jagd machen, die sie dann entweder direct verkaufen oder zur Thrangewinnung verwenden.

Am eigenthümlichsten sind jedoch unter den Fahrzeugen, welche den Vater der Ströme bevölkern, die schwimmenden Museen und Theater.

Ich hatte mir in Memphis zum Zeitvertreib auf der langweiligen mehrtägigen Dampferfahrt stromabwärts einige Zeitungen gekauft, denn die Literatur beschränkt sich dort hauptsächlich auf die Tagesjournale. In diesen wird der Amerikaner in der Regel Alles finden, was ihn interessiren könnte, Alles, von der Orientfrage bis zu Theater und Kunst. Die letztere war in dem fünf Quadratfuss grossen, vierseitigen „*Memphis Avalanche*“ auf einen mikroskopisch kleinen Raum beschränkt und enthielt nur Notizen über einige Operntruppen, welche gerade in Memphis Vorstellungen gaben. Was mich in der Rubrik „Kunst“ am meisten interessirte, war folgende Notiz:

Dan Rice's Opernboot schwimmt langsam südwärts. Wie alle Dan Rice'schen Unternehmungen, ist auch dieses Boot „das grösste der Welt“.

Ich verstand den Sinn dieser Worte nicht recht. Sollte sich denn der Unternehmungsgeist amerikanischer Opern-Impresarii bis auf den Mississippi verirrt haben? Thespiskarren — ja — aber Thespisschiff? Thespisdampfer? Wer hat schon je davon gehört?

„Nichts Neues, Herr, gar nichts Neues für uns,“ meinte ein Mitpassagier meines Dampfers; „wir sind ein wundervolles Volk — *a wonderfull Race, Sir.*“

„Warum denn aber gerade eine Oper auf einem Boot? Warum fährt denn die Truppe nicht per Eisenbahn von Ort zu Ort, wie alle andern?“

„*Well, Sir,*“ antwortete mein Yankee-Freund, „ich will's Euch erklären. Seht Ihr, das Volk in diesem Lande muss immer etwas Apartes haben. Dan Rice ist ein smarter Junge. Er trifft immer das Rechte und macht Geld nach Tausenden. Auf dem Strom hier, die tausend Meilen hinunter bis New-Orleans werdet Ihr hunderte Plantagen, Ortschaften, Städte sehen, aber Theater giebt es verd.... wenig und 's Volk weiss nicht einmal, was das heisst, ‚Oper‘. Dan Rice hat sich nun ein Opernhaus gebaut und fährt von Ort zu Ort, den Strom hinab; aber Fremder, Ihr thut am besten, Ihr seht Euch die Sache selber an. Dan Rice's Boot liegt in Helena vor Anker.“

Wir kamen in der Nacht in Helena, im Staate Arkansas gelegen, an und der Dampfer musste hier bis zum nächsten Morgen liegen bleiben, um Baumwollballen zu verladen. Am frühen Morgen machte ich mich auf, um das „schwimmende Opernhaus“ zu besichtigen. Ich wusste nicht recht, ob ich dem Yankee glauben sollte, denn die Sache war zu drollig. Aber da stand es ja schon in grossen Lettern zu lesen! Auf dem *Wharfboat* (der Werfte) waren nebeneinander sechs riesige Plakate aufgeklebt, deren jedes das „smarte“ Porträt von Dan Rice, dem berühmten Impresario, zeigte — eine kleine Aufdringlichkeit, wenn man will, aber sie entsprach ihrem Zweck. Den Rahmen dieser Porträts bildeten die Anzeigen. Ober- und unterhalb des glattrasirten, verschmitzten Gesichts las ich die Worte: „*Dan Rice's Floating Opera House and Museum*“ — und an den Seiten hiess es: „Bleibt drei Tage, den 25., 26. und 27. hier.“

Eintrittspreis in das schwimmende Opernhaus 50 Cents.
Reservirter Sitz . . . . . 75 Cents,

Kinder . . . . . 25 Cents.
In's Museum . . . . . 25 Cents.

Kein Zweifel mehr! Da drüben lag es auch, dieses würdige Seitenstück zu den schwebenden Gärten der Semiramis, dieses schwimmende Opernhaus von Dan Rice. Seinem Aussehen nach wäre es am besten mit der Arche Noah's zu vergleichen, wie sie in den illustrirten Schulbibeln mitunter zu sehen ist. Ein grosses Flachboot oder noch besser Floss, aus langen Baumstämmen zusammengesetzt, bildete die Grundlage der Opernarche, eine hölzerne Schaubude, wie wir sie auf europäischen Märkten, allerdings nur auf dem Festlande, so häufig sehen. Auf allen vier Wänden klebten riesige Bilder mit allerhand Ungethier, wahrscheinlich mehr auf das „Museum", als auf die Oper Bezug nehmend. Grosse Porträts von Dan Rice, Plakate, Inschriften u. s. w. gaben diesem kuriosen Opernhaus das Ansehen einer amerikanischen Strassenecke. Ueber der Bude flatterte das Sternenbanner und darunter eine grosse weisse Flagge mit der Inschrift: „*Grand Opera House*".

Das Floss lag an den Ufern verankert, aber die Landungsbrücke war fortgezogen. „Halloh! Oper!" schrie ich nun. Dan Rice in eigener Person, den Yankeehut in die Stirn gedrückt, die Prime im Munde, die Hände in den Taschen, kam zum Vorschein. „Was zur Hö... wollt Ihr denn um 7 Uhr Morgens hier?" schrie er mich an. „Herr, mein Dampfer fährt in einem Viertelstündchen ab und ich möchte vorher noch Euer berühmtes Opernhaus sehen." — „*Come in, Sir,* tretet ein," antwortete Dan zuvorkommend und schob die Brücke an's Ufer. Ich zahlte meine fünfzig Cents. „Meine Oper könnt Ihr leider nicht sehen, denn meine Truppe schläft noch drin." — „So lasst mich doch den Zuschauerraum sehen!" — „Geht auch nicht. Auch besetzt." — „Ja, wie gross ist denn Eure Truppe?" —

„*Well, you see,* die Damen schlafen auf der Bühne, die Herren im Zuschauerraum, und der Vorhang ist herabgelassen. Aber mein Museum könnt Ihr sehen, das grösste und schönste, interess....“ Ich unterbrach ihn. Das Museum enthielt die gewöhnlichen Kuriositäten der europäischen Schaubuden, zu denen sich noch ein Indianer gesellte. Er schlief auch noch. Meine Zeit war gemessen, und ich konnte die erste Vorstellung (es werden täglich zwei gegeben), nicht abwarten. Aber Dan Rice erzählte mir sein „*Management*“. „*Well Sir,* seht Ihr, das Volk hier den Mississippi entlang und in den Bayous und Nebenflüssen in Arkansas und Louisiana, das bekäme so eine „*Show*“ gar nie zu sehen, wenn ich sie ihnen nicht brächte. Ich hab's versucht, mit der Truppe allein herumzuziehen, aber das kostet viel Geld, und dann haben diese Orte kein Theater und keinen Saal, wo ich spielen kann. Hier musste ich in einem Baumwollschuppen, dort in einem alten Magazin Vorstellungen geben, und das Ding bezahlte sich nicht. Darum hab' ich mir das Flatboat gebaut. Ich wohne darin mit meinen Leuten, habe mein Opernhaus stets bei mir, und treibe auf dem Strom hinab von Ortschaft zu Ortschaft. In zwei Monaten bin ich in New-Orleans, und die Fahrt hat mich keinen Cent gekostet.“

„Ja aber dann? Wie kommt Ihr denn wieder stromaufwärts?“

„Gar nicht. In New-Orleans, wisst Ihr, pack' ich mein Museum, Kostüme, Dekorationen zusammen, und verkaufe das Flatboat für den Holzwerth. Meine Truppe „*busts*“ — berstet in New-Orleans und verläuft sich in anderen Theatern. Ich löse ein Billet auf dem ersten nach St. Louis gehenden Dampfer und lasse mir dort ein neues Flatboat und Opernhaus zimmern. Dann melden sich schon andere Künstler in „*Star Engagements*“, und ich schwimme mit 'ner neuen Truppe stromabwärts.“

„Ja aber das Repertoire? Was spielt Ihr denn alles, Colonel?“

„*Well*, Fremder, was das Volk hier unten gerade mag. Wir versuchen's mit Allem. Aber Gesang haben sie am liebsten. Ich habe jetzt eine Primadonna, Herr, die grösste der Welt, schade, dass Ihr sie nicht hören könnt. Die Stimmen leiden ein wenig, wenn's gegen New-Orleans geht, wisst Ihr, denn zwei Monate oder noch mehr auf dem Strom — nun, Ihr könnt's Euch denken.“

„*It's hard work, Sir.*“

„Kann mir's denken, Colonel. Gott befohlen, Colonel. Ihr seid ein grosser Mann. Auf Wiedersehen, am Strom unten!“

„Danke, Fremder! auf Wiedersehen!“

Das Bild von Dan Rice verliess uns auf der ganzen Heimfahrt nicht. An jeder Landungsstelle, in jeder Zeitung sah man das schlaue, glatt rasirte Gesicht des Impresario. Er hatte einen „*Drummer*“ — das heisst einen Agenten vorausgesandt, der ihm sein Gesicht auf jedem Pfosten, jeder Bretterwand anklebte. Dan Rice ist entschieden der Barnum des Mississippi.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Flusslebens auf dem Mississippi sind die ungeheuren Kohlentransporte, die von St. Louis und Pittsburg die zwölfhundert bis zweitausend Meilen lange Wasserfahrt nach New-Orleans unternehmen, um dort an die transatlantischen Dampfschiffe verkauft zu werden. Aus der Grösse dieser Transporte kann man besser als aus irgend etwas Anderem die Ausdehnung und Tragfähigkeit des Mississippi, des grössten Stromes Nordamerikas, entnehmen. In der Ferne nehmen sie sich aus wie eine grosse schwimmende Insel von fünf bis zehn englische Acker Grösse. Kommen diese den Strom frei herabtreibenden Transporte näher, dann sieht man, dass sie aus sechzehn bis dreissig ungeheuren flachen Booten be-

stehen, die aneinander gekuppelt sind und denen ein Schleppdampfer als Steuer dient. Jedes dieser Boote ist zweihundert Fuss lang, vierunddreissig Fuss weit und sechs Fuss tief, so dass ein Transport von zwanzig Booten allein schon eine Fläche von fünf Acker Grösse bedeckt. Die Kohlenmasse eines jeden solchen Transportes steigt in die dreissig- bis fünfzigtausend Tonnen, also mehr, als ein Dutzend der grössten transatlantischen Dampfer zu tragen im Stande wäre! Die Boote sind gewöhnlich so aneinander gekuppelt, dass sie ein Dreieck formiren, dessen Basis stromabwärts gerichtet ist. An der stromaufwärts befindlichen Spitze ist ein grosser Schleppdampfer, der diese durch die Strömung getriebene schwimmende Insel im richtigen Fahrwasser zu halten hat. Natürlich bewegen sich derlei Lasten — wohl die grössten, die jemals auf einmal transportirt wurden — sehr langsam stromabwärts, und es dauert mehrere Monate, ehe sie ihr Ziel erreichen. Zahllose Transporte gingen bereits unter, hauptsächlich verursacht durch den Anprall an die Ufer. Aber die Kostenlosigkeit der Beförderung zieht doch stets wieder den ganzen Kohlenverkehr nach dem Mississippi.

Dennoch hat das Stromleben durch die Eisenbahn momentan einen grossen Theil seiner früheren Regsamkeit eingebüsst. Ich sage momentan, weil es keinem Zweifel unterliegen kann, dass man allmählich die Wichtigkeit dieser gewaltigen Verkehrsstrasse einsehen, und für alle Frachtenbeförderungen wieder zu ihr zurückkehren wird. Es ist eine alte Erfahrung, dass Eisenbahnen einem Fluss keine eigentliche Konkurrenz machen können, sondern im Gegentheil zur Hebung des Flussverkehrs das Ihrige beitragen. Man findet darin in dem Hudsonstrom ein sprechendes Beispiel. Zwei Eisenbahnen mit doppelten und gar vierfachen Geleisen fassen ihn nahezu seiner ganzen Länge nach ein, und dennoch stieg der Stromverkehr nach ihrer Er-

öffnung unbehindert, und vergrössert sich immer mehr. Erst muss der Westen so bevölkert sein, wie der Osten Amerikas. Erst müssen die Hunderttausende Quadratmeilen umfassenden Einöden, Urwälder und jungfräulichen Ländereien im Stromgebiet des Mississippi und an seinen Ufern besiedelt werden. Dazu sind noch viele Jahrzehnte nothwendig, aber dann werden auch die zwölfhundert Dampfer von heute zu zwölftausend geworden sein; dann wird der weite breite Rücken des gewaltigen Stromes ebenso durchfurcht werden wie heute die Themse, und dann werden die Millionen Bewohner seines Stromgebietes erst einsehen lernen, dass sie ihre Grösse, ihren Reichthum nicht zum Wenigsten dem Mississippi zu verdanken haben!

Eine Eigenthümlichkeit des Flusslebens auf dem Strömevater scheint allerdings für immer verloren gegangen zu sein: Mit der schnelleren Eisenbahnbeförderung haben die einst so berüchtigten Dampfer-Wettfahrten auf dem Mississippi aufgehört. Man erinnert sich noch heute mit Schaudern an diese haarsträubenden *„Races“*, bei denen so häufig die Kessel platzten, oder das Boot an irgend eine Insel oder einen *„Snag“* rannte und mit Mann und Maus unterging. Heute sind diese Wettrennen selten geworden und wenn sie doch noch vorkommen, so fahren die beiden Dampfer nicht Brust an Brust mit überhitzter Maschine, sondern ihr Sieg beruht mehr auf der Geschicklichkeit des Piloten, welcher Krümmungen zu kürzen und das richtige schnelle Fahrwasser zu finden weiss. Die Stromfahrt von St. Louis oder Cincinnati nach New-Orleans nimmt heute, je nach der Schnelligkeit der Dampfer, doch noch immer sieben bis zehn Tage in Anspruch, woran jedoch die häufigen Landungen Schuld sind. —

Auch mit den berüchtigten Strompiraten früherer Jahre hat es ein Ende. Vor dem Kriege, wo der ganze Personen-Verkehr sich auf den Strom beschränken musste,

und die reichen Pflanzer mit wohlgefüllten Börsen nach St. Louis und Memphis auf die Sklavenmärkte fuhren, war

Strombilder: Anlegen des Dampfers zur Nachtzeit.

die Piraterie ein ganz einträgliches Geschäft, und die Hinterwäldler waren in diesem tunesischen Beruf bald zu Meistern geworden. Der Krieg vermehrte nur noch die Zahl der Freibeuter und es ging gar vielen Dampfern und

„*Flatboats*“ schlecht. Heute sind die Pflanzer, das edle Wild verschwunden, und damit auch die Jäger, die Flusscorsaren. Sie haben sich von ihren Booten und Uferverstecken auf die Decks der Passagierdampfer selbst geworfen, und statt den Passagieren das Gold mit den Sechsläufern in der Hand abzufordern, thun sie das auf zartere Weise durch die Karten. „*Poker*“ ist noch immer eines der verbreitetsten Hazardspiele auf den Mississippi Dampfern, und die ehemaligen struppigen Banditen haben sich in „ehrenwerthe“ Gentlemen verwandelt, die ganz respektabel aussehen und sich zu je drei oder vier auf den Dampfern einschiffen. Einer darunter ist immer ein „*Judge*“, „*Colonel*“, „*Governor*“ oder sonst eine betitelte Persönlichkeit, die anderen geben sich als Pflanzer, Dampferkapitäne oder sonst dgl. aus. — Auf einer meiner Stromfahrten nach einer Stadt in Arkansas war ich selbst Zeuge, wie einer der hinterwäldlichen Pflanzer von einem derartigen „*gang*“ (Bande) um seine ganze Baarschaft gerupft wurde. „*Mister Judge*“, ich glaube es war der Anführer unter ihnen, war eine respektable, ältliche Persönlichkeit von ruhigem, gesetztem Wesen. Sein Gefährte, ein dicker untersetzter Geselle mit feistem, fettglänzendem, glattrasirtem Gesicht, lächelte stets und machte schlechte Witze; ein Bonvivant, dem wahrscheinlich die Aufgabe oblag, durch sein offenes, heiteres Wesen mit den Opfern anzuknüpfen. Ein Dritter war das gerade Gegentheil von ihm. Klein, hager, mit unstäten Augen, schwarzem Schnurrbart und etwas nachlässiger Kleidung, hatte er stets den Verlierenden zu spielen. Er sprach mit den umstehenden Zusehern, wurde wild, ging grosse Wetten ein, und erregte dadurch unter den Passagieren Interesse am Spiel. Ist ein Opfer gefunden, so wird es gerupft. Giebt sich niemand zum Vierten her, dann muss noch einer von der Gaunerbande an den Spieltisch, und dann wird einer der Zuseher zum Opfer auserkoren. — Fast den ganzen Tag

über sieht man an einem Ende des langen „Dampfersalons“ eine Partie Spieler, und der Spieltisch gehört so zu sagen zur Charakteristik jedes Mississippi-Dampfers.

Sonst vergeht das Leben während den Dampferfahrten ziemlich eintönig. Des Morgens wird schlechter Kaffee und Brot servirt, das auf den Dampfern selbst gebacken wurde — die beliebten amerikanischen „*Buckwheat Cakes*“ und „*Flanell Cakes*“ (Flanellkuchen) werden brühheiss mit Honig aufgetragen und finden stets ihre Consumenten. Zum Mittagstisch ertönt der „*Gong*“. Die Frauen und Familienväter nehmen an einem Ende des langen Tisches Platz, die Männer am andern, und mit staunenswerther Schnelligkeit verschwinden die von Negern aufgetragenen Speisen. Jeder Passagier erhält auf kleinen Schüsselchen seine Portion und in der Regel alle Gänge auf einmal, so dass manchmal eine Reihe von zwanzig bis dreissig kleinen Schüsselchen vor mir stand. Die Amerikaner räumen gerne ein halbes Dutzend oder noch mehr gleichzeitig auf ihre Teller aus, und vergnügen sich an den sonderbaren Gemischen. Europäern jedoch ist diese Essweise recht unbehaglich, zumal die Speisen ganz erkaltet sind, ehe man noch zu ihnen gelangt. Nach der Mahlzeit nehmen wieder beide Geschlechter die ihnen zugewiesenen Enden des „*Saloons*“ ein. Die Conversation ist in der Regel sehr spärlich; der Amerikaner ist eben seinen Landsleuten gegenüber nicht mittheilsam, und nur im Gespräch mit Fremden oder Ausländern thaut er auf, und preist sein eigenes Land. — Selbst bei aufregenden Szenen, wie Auffahren des Dampfers, Collisionen, Landungen u. s. w. lässt er sich nicht aus seinem Gleichmuth bringen.

Das rechte, westliche Mississippiufer hat denselben Charakter wie das schon geschilderte Yazooland: Urwald, Ueberschwemmungsboden, in den tieferen Theilen Sumpf. Die

Amerikaner bezeichnen es mit „*Virgin Soil*“, jungfräuliches Land, heute wohl noch unwirthlich und unbewohnt, aber gewiss den Keim zu einem der fruchtbarsten und bewohntesten Agrikultur-Distrikte in sich bergend. Heute finden die Emigranten noch in anderen Staaten viele Millionen Acker Prairielands. Erst bis diese vergeben sind, wird sich die Aufmerksamkeit der Ackerbauer auf die Mississippiufer von Arkansas wenden. Bis jetzt hat sich die Spekulation ihrer noch nicht bemächtigt, obschon dies etwas weiter gegen Norden, an den Missouriufern schon vor zwanzig Jahren der Fall war. Spekulanten waren der Zeit vorausgeeilt, und zauberten dort traumhafte Grossstädte aus dem Boden, gaben „Bonds“, „Aktien“ u. s. w. aus, und brachten die Baugründe dieser Städte in den östlichen Staaten Amerikas zum Verkauf. Wohl war vor der Hand nur der Landstrich vorhanden, wo die Stadt dereinst gegründet werden sollte, aber dennoch war schon ein detaillirter Stadtplan mit Universitäten, Monumenten, Wasserleitungen und Eisenbahnstationen davon entworfen, so dass sich jeder Käufer eines Stadtbaugrund-Papiers *(town lotpapers)* den Bauplatz seines zukünftigen Hauses nach Belieben auswählen konnte. Wie grausam wurden die Armen enttäuscht! Die Städte, die Aktiengesellschaften und Papiere zerstoben in alle Winde, und der Boden blieb bis heute ebenso jungfräulich, wie er es vor dem Städtegründungs-Schwindel gewesen.

Die einzige grössere Ortschaft an dem ganzen 200 Meilen langen Arkansasufer, von Memphis bis zur Einmündung des Arkansas-Stromes ist Helena, eine lebhafte, handeltreibende Stadt von etwa 6000 Einwohnern. Selbst die Mündung des grossen Arkansas ist ganz verlassen. In früheren Jahren gab es wohl eine ziemlich volkreiche Stadt hier, die den ominösen Namen Napoleon führte. Aber sie fiel mit der napoleonischen Dynastie selbst in Nichts zu-

sammen. Zur Zeit des Krieges war Napoleon ein wichtiger Rendezvousplatz für Kanonenboote und andere Kriegsfahrzeuge. Aber von da ab ging es mit der Stadt zurück. Ihr Ruf war etwa derselbe, wie jener von Cayenne oder Denver. Kein Tag verging, ohne dass irgend ein Bürger „in den Stiefeln starb" d. h. erschlagen, erschossen oder erdolcht wurde. Landete irgend ein Dampfer, dann wagten sich die Passagiere kaum auf's Deck, aus Furcht, irgend ein „Bürger" könnte sich vom Ufer aus das Vergnügen machen, sie als Zielpunkt für seinen Sechsläufer zu wählen. Die Piloten erzählten mir schauerliche Geschichten aus jenen Tagen. Es war das Sodommah des Mississippi, und die Strafe sollte nicht ausbleiben. Der Strom selbst unterwusch in einer seiner grimmigen Launen die Ufer immer mehr; täglich fiel ein Fussbreit des Landes in den Strom, täglich näherten sich die Wassermassen immer mehr der Stadt. Die Bürger sahen, dass Napoleon dem Strome unrettbar verfallen sei und wanderten aus. Nur das Gesindel blieb wie Ratten in dem Neste zurück und scheint es nicht früher verlassen zu wollen, als bis die lokale Sintfluth über die Stadt hereinbrechen wird.

Wir legten Nachts bei Napoleon kurze Zeit an und gelangten einen Tag darauf nach Vicksburg, einer der bedeutendsten Städte und Flusshäfen des Mississippibeckens. Ob Vicksburg dies lange bleiben wird, ist zweifelhaft. Unglücklicherweise liegt es an der Aussenseite einer starken Krümmung des Stromes. Seit Jahren begann der Mississippi diese Krümmung zu bearbeiten. Schon hat er sie durchbrochen, der Hauptstrom geht durch das neue Bett, und das alte Bett, an dem Vicksburg liegt, beginnt derart zu versanden, dass der Hafen für schwere Schiffe heute schon nicht mehr zugänglich ist. In wenigen Jahren wird Vicksburg eine Viertelstunde weit vom Strom entfernt liegen und damit seinen Handel und Verkehr, seinen

Reichthum und vielleicht sogar seine Lebensfähigkeit verloren haben; dagegen wird jenseits des Stromes, der Stadt gegenüber, der neue Flusshafen entstehen. Heute liegt dort eine kleine, elende Ansiedlung, die den Namen des Entdeckers des Mississippi, De Soto führt. Wer weiss, ob sie nicht in wenigen Jahren zu einer grossen Stadt mit vielen Tausend Einwohnern angewachsen sein wird? Der Anfang dazu ist gemacht. Eine Eisenbahn, von Texas und Louisiana in östlicher Richtung nach den atlantischen Seehäfen Brunswick und Savannah führend, übersetzt hier den Mississippi, und da der breite Strom nicht überbrückt werden kann und die Eisenbahnzüge an's jenseitige Ufer mittelst Flössen überführt werden, so giebt es für die Bewohner De Sotos genug Arbeit und Erwerb. Wer kann es wissen? Vielleicht wird De Soto gar bald des grossen Namens würdig sein, den die wenigen Baracken und Hütten sich jetzt schon gewählt. —

Während meines mehrtägigen Aufenthaltes hier sah ich viele Negerfamilien mit Kind und Kegel aus dem Innern Louisianas — denn De Soto liegt bereits in Louisiana — eintreffen, die alle nach Kansas auswandern wollten und nur auf ein stromaufwärts fahrendes Boot warteten. Es waren zumeist traurige Gestalten, ohne irgend welches Vermögen, ohne Kleider und nur mit dem allernothdürftigsten Hausgeräthe und Deckenzeug versehen. — Sie hatten keine Ahnung von dem Lande ihrer Träume und kannten nur jene Lügen, die man ihnen davon erzählt: Blackville in Kansas musste ein Paradies, ein Kanaan für die schwarze Rasse sein, wo man weder zu arbeiten noch zu darben braucht, und dahin wollten sie nun ziehen. Sie lagerten sich in der Nähe von De Soto an den Ufern des Stromes, und als das ersehnte Dampfboot endlich vorbeifuhr, riefen sie es an und verhandelten mit dem Schiffsmeister über den Passagierpreis nach Kansas! Der schwarze Anführer

der Bande bot dem Dampfer 75 Cents, etwa 3 Mark pro Kopf an. Der Schiffsmeister nahm das Angebot in der Meinung an, sie wollten nach dem etwa dreissig Meilen oberhalb gelegenen Orte „Kansas Landing“ fahren, und die Neger sprangen vor Entzücken, als sie nach ein paar Stunden in „Kansas Landing“ an's Land gesetzt wurden! Die armen Geschöpfe glaubten ihr Ziel, den Staat Kansas, erreicht zu haben und waren nicht wenig entsetzt, als sie nachträglich erfuhren, sie befänden sich noch immer in „Losana“, und Kansas wäre noch einige Hundert Meilen weit entfernt! — Das ist ein kleines Beispiel der Art und Weise, wie der Exodus der Neger vor sich geht, und wie die armen Teufel auf ihrer Fahrt nach dem gelobten Land behandelt werden!

XII.

Der Exodus der Neger.

Aus den Städten des „grossen Westens“, insbesondere aus St. Louis, kam im vergangenen Frühjahre*) zu wiederholten Malen die Nachricht von dem massenhaften Eintreffen von Negerfamilien aus dem Süden, die auf der Wanderung nach den Prairiestaaten, und speziell wieder nach dem Staate Kansas, begriffen waren. Ihre Zahl belief sich in St. Louis allein auf nahe fünftausend. Die Leute langten hier von der langen Reise ermüdet, hungernd und vollständig mittellos an und fielen der Gemeinde zur Last. Wohl boten ihnen ihre eigenen schwarzen Landsleute in der Stadt, wie auch die Gemeinde und private Wohlthätigkeit in Spitälern und Kirchen vorläufige Unterkunft und Nahrung, allein der Strom der schwarzen Einwanderer dauerte bis in den Sommer hinein. Natürlich konnten die Stadtgemeinden es nicht auf sich nehmen, den schwarzen Einwanderern die Mittel zur Weiterfahrt zu geben oder auch nur ihren Lebensunterhalt auf die Dauer zu bestreiten. Deshalb fand sich der Mayor von St. Louis zur Veröffentlichung einer Proclamation veranlasst, in welcher er

*) 1880.

die schwarzen Auswanderer davor warnte, ihre alte Heimath zu verlassen, ohne die Mittel zur Erreichung und Gründung einer neuen Heimath zu besitzen. Durch dieses Vorgehen wurde die Aufmerksamkeit der Amerikaner neuerdings auf den Exodus der Neger aus dem Süden gerichtet, der innerhalb weniger Wochen ganz bedeutende Dimensionen annahm und mehr einer Flucht der Neger als einer freiwilligen Auswanderung glich.

Schon im Jahre 1874 hatte der Exodus der Neger — hauptsächlich aus dem westlichen Theile des Staates Mississippi begonnen, aber nachdem einige Tausend *„Freedmen“* den Wanderstab ergriffen hatten, und viele von ihnen enttäuscht und elender als sie ausgezogen, wieder zurückgekehrt waren, versiegte der Strom der Auswanderung von selbst. Wohl gab es noch immer Viele, welche aus einem Staat in den andern zogen oder den Schauplatz ihres unstäten Lebens nach den nördlichen Staaten verlegten, aber diese Irrfahrten hatten kein bestimmtes Ziel und fanden nur in dem angeborenen Wandertrieb der Aethiopier ihre Ursache. —

Im vergangenen Jahre jedoch nahm der Exodus bisher ungekannte Dimensionen an. Innerhalb weniger Wochen hatten an fünfzehntausend Neger ihre Plantagen verlassen und waren mittelst aller möglicher Reisegelegenheiten nach dem Norden gezogen. Ich selbst begegnete auf der Reise nach dem Süden einer grossen Zahl dieser elenden, unwissenden Auswanderer die entweder zu Fuss den Eisenbahnen entlang liefen, oder auf offenen Lastwagen der Güterzüge theils aus Mitleid, zuweilen auch gegen geringes Entgelt nach Norden befördert wurden. Auf vielen Landungsplätzen, die ich passirte, lagerten Negerfamilien mit ihren Bündeln und Bettzeug, zur Einschiffung bereit, und liessen sich für ein oder zwei Dollar pro Kopf nach *„Se Lui“* (St. Louis) bringen. Sie flössten allen nordländischen Pas-

sagieren unseres Schiffes Mitleid ein, und nicht selten veranstalteten wir kleine Sammlungen, um sie den mitunter weisshaarigen hochbetagten Negern zukommen zu lassen. — Die Südländer und speziell die Pflanzer hingegen zeigten für die Auswanderer nicht die geringsten Sympathien.

Als endlich die Auswanderung, die ursprünglich von den Staaten Mississippi und Louisiana allein ausging, immer grössere Dimensionen annahm und sich endlich über den ganzen Süden ausdehnte, da machten die Pflanzer und das conservative Element in den ehemaligen Sklavenstaaten entschieden Front gegen den Exodus und hielten die Neger theils durch Versprechungen theils durch Drohungen auf den Plantagen zurück. Die Sache erregte Aufsehen, und nun erst gelangten die Gründe der Auswanderung zur allgemeinen Kenntniss, Gründe, die jedem mit dem Süden Vertrauten schon lange bekannt waren. Sie liegen theilweise in dem Elend, mit welchem der Süden seit dem Kriege zu kämpfen hatte, theilweise in der schlechten Behandlung des Negers von Seiten der Pflanzer sowohl wie der Behörden.

Die geänderten Verhältnisse und schlechten Ernten der letzten Jahre hatten besonders längs des Mississippistromes eine Misère zur Folge, von der sich Uneingeweihte kaum eine Vorstellung machen können. Grossartige Pflanzungen, die vor Jahren fabelhafte Revenuen eintrugen, sind heute ganz verwahrlost, die Felder sind unbebaut, die Landhäuser und Pflanzerwohnungen in Ruinen, und die ehemals reichen Pflanzer und Landeigenthümer nagen am Hungertuche. Wenn es in den Mississippistaaten den Weissen so geht, in welchem Zustande mussten sich erst die Neger befinden? Unter hundert einstigen Sklaven finden sich im Staate Mississippi und im nördlichen Louisiana nicht fünf, die Maulthiere, Wagen und Ackergeräthe genug haben, um den Boden mit Erfolg zu bearbeiten — und die übrigen fünfundneunzig? — Sie sind in vollständiger Degeneration. Sie sind

in Fetzen gehüllt, obdachlos, brodlos, eine Bürde für ihre Mitmenschen und eine Last für die Behörden. Und dabei scheuen sie die Arbeit, die ihnen zum Mindesten nothdürftigen Lebensunterhalt bringen könnte. Sie lungern in den kleinen Landstädtchen des Südens umher, stehlen sich ihre Lebensmittel, schlafen unter freiem Himmel und warten der Dinge, die da kommen sollen. Die arbeitende Klasse unter ihnen war noch ärger daran. Ein Theil der letzteren war von den Pflanzern gegen Lohn angeworben. Als jedoch die Ernten ausblieben und die Pflanzer selbst in finanzielle Klemmen geriethen, wurden die auf ihren Pflanzungen befindlichen Neger zu Hunderten entlassen. Ein anderer Theil der Farbigen besass je ein Stück Land in Pacht, das sie bearbeiteten. Aber natürlich blieb auch bei ihnen die Ernte aus. Sie konnten weder ihren Pachtzins bezahlen, noch ihren eigenen Lebensunterhalt bestreiten. So gaben denn auch sie hoffnungslos die Arbeit auf und lebten entweder auf Kosten Anderer, oder sahen sich nach besserem Erwerb um.

Da war es nun nicht zu wundern, wenn die von Kansas, Arkansas und anderen Staaten ausgehende Agitation zur Auswanderung bei ihnen auf den fruchtbarsten Boden fiel. Allgemein hörten sie jene Staaten, und insbesondere Kansas, als das Paradies des Ackerbaues schildern, und dies mit Recht. Allgemein hörten sie von dem raschen Aufblühen der Prairiestaaten, von den reichen Ernten, von der Gleichstellung der Rassen und dem Rechtsschutz, den sie dort geniessen würden. Dazu wirkte die von den politischen Agenten ausgesprengte Mähr von den vierzig Acker Land und dem Maulthier, das sie von der Vereinigten Staaten Regierung auf den goldenen Berg noch obendrein bekommen würden. Da war es denn begreiflich, dass sie ihre letzte Habe, ihre äussersten Hilfsquellen erschöpften und dem Ruf nach dem „gelobten Lande“ Folge gaben.

Der grösste Theil der fünf Millionen Neger in den Vereinigten Staaten blieb nach der Sklavenemanzipation auf dem Lande; so lange sie Sklaven waren, wurden sie vortrefflich gepflegt und gefüttert, sahen niemals oder doch nur höchst selten Geld und lebten gedankenlos in den Tag hinein, da sie selbst in ihrem Alter noch von den Pflanzern erhalten wurden. — Mit der Freiheit konnte man ihnen jedoch nicht auch gleichzeitig Sparsamkeit, Arbeitsliebe und Sinn für Häuslichkeit und Familienleben eintrichtern. Ihre Freiheit wurde ihnen, wenigstens in Louisiana und Mississippi, zum Fluch. Viele gingen zu Grunde, andere verwilderten ganz und vagabundiren heute auf dem Lande oder in den Städten umher; ein verhältnissmässig kleiner, energischer Theil zog nach dem Norden und verbesserte seine Verhältnisse; die grossen Massen der befreiten Neger blieben auf den Plantagen, entweder im Dienste der weissen Pflanzer, oder sie mietheten sich ein paar Acker Land und pflanzten selber Baumwolle und Mais. Für diese Ländereien mussten sie jedoch so hohe Pachtzinsen zahlen, und ihre Lebensmittel bei den Pflanzern oder jüdischen Krämern um so hohe Preise erkaufen, dass sie selbst bei der fleissigsten Arbeit und bei den günstigsten Ernten ihre während des Jahres aufgelaufenen Schulden nicht zahlen konnten und jahraus jahrein bei Pflanzer und Krämer im Rückstande blieben.

Die Erzählungen jener Tausende, welche St. Louis oder die Städte von Kansas glücklich erreichten, geben eingehenden Aufschluss über die Lebensweise der unabhängigen Neger im Süden. Sie gingen in die amerikanischen Blätter über, und ein Beispiel davon, der vorzüglichen geographischen Zeitschrift „Aus allen Welttheilen“ entnommen, möge auch an dieser Stelle Platz finden:

„Unter den zu Tausenden in St. Louis mittellos angelangten, auf Weiterbeförderung um Gottes Lohn harrenden

Negern befand sich ein Mulatte, Namens Orange Pucket, der aus Tensas Parish im Staate Louisiana mit seinem Weibe und zwei Kindern entflohen war, und das Loos der Schwarzen dort im Wesentlichen also schilderte: „Wir haben uns mit schwerem Herzen von unsrer Heimath losgerissen. Vierzehn Jahre lang habe ich nun für eigne Rechnung fleissig gearbeitet und bin trotzdem nicht aus den Schulden herausgekommen. Ich hatte von dem alten „*Mas'r*“ Jones 25 Acres*) Land gepachtet. Hier ist der Kontrakt; er lautet: Orange Pucket soll die ihm verpachteten 25 Acres mit Baumwolle und Mais bestellen, und zwar soll er auf 22 Acres Baumwolle und auf 3 Acres Mais ziehen, seine Frau und Kinder sollen mit ihm Feldarbeit thun, und er soll als Pachtzins abgeben:

5 Ballen Baumwolle als Landpacht für 25 Acres,
2 „ „ für die Benutzung zweier Maulesel,
2 „ „ für das Futter für zwei Maulesel,
1 „ „ für die Benutzung des Geräths.

Ausserdem sollen dem Pächter für jeden Ballen Baumwolle, den er durch die Gin Mill (eine Mühle, worin die Baumwolle von den Hülsen und Kernen gereinigt wird) laufen lässt, 5 Dollars**) berechnet werden.“

Somit belief sich also der dem Pflanzer zufallende Ernteantheil auf 10 Ballen im Werthe von etwa 400 Dollars als jährliche Pacht für 25 Acres, die im Verkauf nicht 300 Dollars einbringen würden. Der Preis für das Reinigen in der Gin Mill ist auch zehnmal zu hoch, denn solch eine Mühle kostet fix und fertig höchstens 300 Dollars und reinigt acht bis zehn Ballen täglich; somit wären 50 Cents für den Ballen schon ein recht guter Preis. Was ergeben nun aber 22 Acres? — Der gute Durchschnittsertrag be-

*) 1 Acre = 0,405 ha.
**) 1 Dollar (zu 100 Cents) = 4,23 M.

läuft sich im Tieflande auf einen halben und im höher gelegenen Boden auf einen drittel Ballen; ein Ballen pro Acre wird wohl in äusserst seltenen Ausnahmsfällen erzielt, doch können sich gar wenige auch nur einmal eines solchen überreichen Erntesegens rühmen. Orange Pucket zog also in guten Durchschnittsjahren 11 Ballen, wovon er selbst nur einen behalten durfte, den ihm der Pflanzer nach Abzug von fünf Dollars für „*ginning*“ mit 27 Dollars bezahlte. Von diesen 27 Dollars sollte nun der Pächter mit seiner Familie leben! — Aber Orange Pucket verstand den Baumwollbau, welchem er volle 40 Jahre obgelegen hatte, gründlich und rang seinem Felde durch rastlose Pflege und sauerste Arbeit mehr als eine Durchschnittsernte ab; im vorigen Herbste erzielte er sogar 15 Ballen, und doch langte selbst dieser sehr reiche Ertrag nicht einmal zur Bestreitung des Nöthigsten. Hier ist die Abrechnung: für Provisionen, als gesalzenes Schweinefleisch, Mehl, Molasse, Zucker, grobes ungebleichtes Baumwollzeug *(domestic)*, Tabak, 1 Hut, 3 Paar Schuhe und 20 Yards*) Kaliko 159,50 Dollars; wirklicher Ladenwerth höchstens 45 Dollars. Nun erhielt der arme Schlucker aber nur 110 Dollars für die ihm von dieser ausnahmsweise reichen Ernte zufallenden fünf Ballen und blieb somit nach einem „segensreichen“ Jahre voll Entsagung und Arbeit noch mit fast 50 Dollars beschuldet.

Das ist jedoch nur eine Seite des Elends, dem diese Neger entrinnen, indem sie buchstäblich alles riskiren, das Leben eingerechnet. Dieser Orange Pucket, dessen hier kurz mitgetheilte Geschichte wirklich ein getreues Spiegelbild der allgemeinen Zustände in den durch den Exodus entvölkerten Gegenden ist, wusste auch von den „politischen Rechten“ des „*Freedman*“ ein seltsam klingendes und doch vollständig wahres Histörchen zu erzählen, das der Haupt-

*) 1 Yard = 3 engl. Fuss = 0,914 m.

sache nach also lautet: „Ausserdem waren wir Neger auch unsres Lebens nicht sicher. Die Pflanzer verlangten, dass wir die politischen Versammlungen ihrer Partei besuchten und für ihre Kandidaten stimmten; in dem Falle wollten sie uns gegen alle Mishandlungen schützen. Ich beschloss mit meinen beiden Brüdern, nicht zu stimmen, arbeitete fleissig und verhielt mich sehr ruhig. Da ritten bald nach der Wahl Weisse von New Hill vor meine Hütte, nannten uns „verdammte Yankee-Niggers", weil wir nicht unsere Wahlstimmen abgegeben, und feuerten auf uns Wehrlose. Meine beiden Brüder stürzten todt nieder, und ich entfloh in den nahen Wald, wo ich mich vierzehn Tage lang verbarg; dann aber drängte die Arbeit auf meinem Felde, und so schaffte ich denn dort am Tage, wobei ich stets ein wachsames Auge auf die Strasse hatte, und schlief Nachts im Dickicht. Das geschah in der Gelbfieberzeit; Mas'r John war mit den übrigen Pflanzern nach dem Norden geflüchtet. Noch eine gute Weile harrte ich aus, weil ich mich von der alten Heimath nicht trennen mochte, dann aber gab ich den Bitten meiner Frau nach, die mich in steter Todesgefahr glaubte, und machte mich mit den Meinigen so geräuschlos als möglich aus dem Staube."

Natürlich werden die Pflanzer und Grundbesitzer des Südens durch die Auswanderung der Neger auf das Empfindlichste geschädigt. Sie wissen sehr gut, dass sie der Negerarbeiter auf ihren Pflanzungen unmöglich entbehren können. Sind sie auch in den Baumwollpflanzungen durch weisse Arbeiter zu ersetzen, auf den Zuckerplantagen und in den Reissümpfen nimmermehr. Deshalb, und vielleicht auch aus politischen Gründen widersetzten sie sich dem Exodus auf jede mögliche Weise. Dem Dampfschiffkapitän wurde unter allerhand Androhungen die Annahme schwarzer Passagiere verboten; auf den Landungsplätzen erschienen Pflanzer mit Gewehren und vertrieben die Neger;

auf den Eisenbahnstationen wurden die letzteren an dem Besteigen der Züge verhindert. So erzählte unter anderen auch ein gewisser George Holiday*) der gleichfalls aus Tensas Parish in Louisiana entflohen war, die dortigen Weissen hätten geschworen, jeden „Nigger", der Miene zum Fortziehen machte, auf dem Fleck niederschiessen zu wollen, und er habe seine Schwester und seinen Bruder in der Nacht zwei Meilen weit stromauf nach einer Dampfbootlandung senden müssen, während er selber mit zwei von ihm aufgezogenen und ihm gehörigen Mauleseln eine Meile stromab gezogen sei, um auf das Dampfboot zu kommen, da alle benachbarten Landungsplätze von bewaffneten Weissen, die keinen Neger an Bord liessen, besetzt gewesen seien. Die Maulesel wurden ihm jedoch von Weissen, als er das Dampfboot bestieg, geraubt, und er entging dem ihm angedrohten Tode, indem er zwischen Baumwollenballen ein Versteck fand. Ueberall lagerten flüchtige Neger in Haufen auf dem Ufer und baten flehentlich, man möge sie mitnehmen. Bei Greenville liess der Kapitän anlegen, wurde aber sofort von einer Horde wüthender Weissen mit vorgehaltenen Revolvern gezwungen, die Laufplanke einziehen zu lassen und die Fahrt fortzusetzen.

Es entstehen nun die Fragen: Werden die Neger aus dieser Auswanderung Nutzen ziehen? Ist es für die bisherigen Ansiedler der Prairiestaaten vortheilhaft, einen so massenhaften Zuwachs von Schwarzen zu erhalten? Und endlich, welche Consequenzen wird diese Auswanderung der Neger für den Süden haben?

Erwägt man diese drei Fragen, dann wird man zur Ueberzeugung kommen müssen, dass der Exodus der Neger in keiner Weise weder für sie selbst, noch für die Weissen

---

*) Siehe „Aus allen Welttheilen" 5. Heft.

von Vortheil sein kann, und dass es für sie viel besser wäre, wenn sie zu Hause blieben. Es klingt allerdings sehr schön, wenn nördliche Blätter von der endlichen „Erlangung der verheissenen Freiheit unter freien Menschen“ und „Emanzipation von dem alten Sklavenjoche“ u. s. w. sprechen. Man muss die Verhältnisse drunten in den Golfstaaten selber sehen und kennen lernen, dann spricht man anders.

Für jene Staaten, von welchen die Auswanderung erfolgt, ist diese letztere von der grössten Bedeutung. Wer wird den Neger auf den Zuckerplantagen, in den Baumwoll- und Reisfeldern ersetzen, wenn die Auswanderung noch grössere Dimensionen annehmen sollte? Wohl ist der Süden elend unter den gegenwärtigen Verhältnissen, aber dieses Elend würde sich noch steigern, sobald der farbige Arbeiter fehlt. Die gegenwärtige Misère ist entschieden nur vorübergehender Natur und entstand theilweise durch den äusserst empfindlichen Mangel an Betriebs-Kapital, theilweise aber durch ungünstige Zufälle, wie z. B. die magere Ernte der letzten Jahre. Zwei oder drei gute Ernten können die in's Stocken gelangte Maschine wieder in Gang bringen. Dann giebt es wieder hinreichend Geld und Arbeit für Weisse und Neger. Dazu kommt der constante Zufluss von nördlichem Kapital und nördlichem Einfluss, dem geordnete Zustände auf dem Fusse folgen. Allerdings wird dies noch Jahre nehmen, aber dann wird sich auch der Neger sowohl als Pächter wie als Arbeiter gerade in den Golfstaaten besser befinden als zuvor. Würde der Exodus fortgedauert haben, dann wäre unter allen Umständen der Verlust eines so bedeutenden und höchst wichtigen Theiles der Bevölkerung für den Süden für lange Zeit sehr verderbenbringend gewesen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist er jedoch nur eine Lehre für die weisse Bevölkerung des Südens und eine Warnung für die Pflanzer.

Mögen sie in der Behandlung der schwarzen Arbeiter und Pächter in Zukunft gerechter und nachsichtiger sein!

Ob die ausgewanderten Neger aus der Wahl ihrer neuen Wohnsitze Vortheil ziehen werden, würde ich, nachdem ich monatelang in den Prairiestaaten gereist und die ersteren selbst an der Arbeit gesehen, sehr in Frage stellen. Verfolge man doch die Neger auf ihrem Wege nach Kansas: Mit den nothdürftigsten Geldmitteln versehen, treten sie ihre Reise an und bleiben entweder schon irgendwo am Wege liegen oder kommen nach Bestreitung der Reisekosten pfenniglos in Kansas an. Sie haben weder Lust zu arbeiten, noch verstehen sie die Arbeit, die sie dort zu verrichten haben. Sie haben ihr Leben lang Baumwolle gepflückt und sollen nun Ackerbauer werden! Sie erhalten eine gewisse Strecke Landes ausserhalb aller Zivilisation und weit in der einsamen Prairie gelegen zum Anbau, und nun sollen sie allein, ohne Nachbarn, ohne Hülfsmittel, ohne Kenntniss aus diesem Urboden ihre Nahrung gewinnen! Dass diese Methode den sicheren und raschen Untergang dieser Armen zur Folge hätte, wird wohl jeder Mensch begreifen. Im besten Falle würden die einigermassen Bemittelten durchkommen und sich als Farmer erhalten. Die andern können sich nur und ausschliesslich als Arbeiter und Taglöhner verdingen, aber sind dazu nicht Tausende und Abertausende von weissen Arbeitern vorhanden? Tausende von Emigranten, die sich in der ersten Zeit selber als Taglöhner herumschlagen müssen? — Und gewiss wird der Ackerbauer in Kansas und Arkansas dem intelligenten, fleissigen weissen Arbeiter den Vorzug vor dem schwarzen geben. Möge also auch ein Theil dieser schwarzen Immigranten auf diese Weise untergebracht werden, was geschieht mit dem Rest? — Es würde in den Prairiestaaten ein ähnlicher *„poor colored trash“* entstehen, wie er gegenwärtig in sämmtlichen Südstaaten zu finden ist. Die Rasse

würde dort zersplittert werden, und allmälich — verschwinden. Mögen die Prairiestaaten ihre Netze nach Einwanderern nicht zu weit auswerfen! mögen sie sich wohl in Acht nehmen, welche Klasse von Einwanderern ihnen zu Gute kommt, und mögen sie sich stets vor Augen halten, welche Folgen die Ansammlung verarmter Volksmassen in jungen Ländern zur Folge haben kann! Texas hat im letzten Jahre allein über 200,000, Kansas 140,000, Nebraska 100,000, Arkansas 60,000 neue Einwanderer erhalten. Es ist leicht zu verschlingen, aber schwer zu verdauen.

In den Oststaaten und in Europa gab man sich bezüglich der Neger-Auswanderung ganz irrigen Anschauungen und Hoffnungen hin. All' das von ihnen Vorgebrachte war recht schön. Die Zustände im Süden waren unleidlich geworden — demnach fort. Aber wohin? In den Prairien und den vielgepriesenen Ackerbaustaaten geht es durchaus nicht so glänzend her, als es Auswanderungsagenten schildern. Wo tüchtige weisse Arbeiter häufig auf keinen grünen Zweig kommen, da werden beschränkte, geist-, mittel- und willenlose Schwarze erst recht abseits vom Wege — liegen bleiben.

Den Negern im Süden fehlte es auch nicht an Rathgebern und warnenden Stimmen. Alle Farbigen von Verstand und Intelligenz, darunter Senator Pinchback, thaten ihr möglichstes, um ihre Rassengenossen in ihrer alten Heimath zurückzuhalten und der wilden Flucht nach Kansas ein Ende zu machen. Gleichzeitig traf die Regierung Massregeln, um die systematische Aussaugung der Neger im Süden zu verhindern und die Arbeiterverhältnisse so zu gestalten, dass die „Plantagenhände" nicht mehr auf Theilung der Ernten Ländereien pachten, sondern sich dem weissen Pflanzer gegen baare Zahlung verdingen. Mittlerweile sind auch die Ernten besser geworden, Kapital vom Norden fliesst unaufhörlich zu, und endlich sahen auch die Neger

ein, dass sie in Kansas gerade so wenn nicht ärger arbeiten müssen, wie hier, um leben zu können. Darum hörte auch der Negerexodus, von dem man sich in Europa so grossartige Erwartungen gemacht, allmählich wieder auf; in diesem Jahre fiel es den Wenigsten ein, nach dem „gelobten Lande“ zu wandern, und Pflanzer wie Neger scheinen aus der Episode des vergangenen Jahres Lehren gezogen zu haben, die auf das künftige bessere Zusammenleben beider Rassen schliessen lassen.

XII.

King Cotton!

Südlich von Memphis tritt man in den sogenannten „*Cottonbelt*“ der Vereinigten Staaten, in die Baumwollzone ein, um sie erst wieder nach vier Breitegraden, nämlich am 31. Grad, beiläufig in der Höhe der Mündung des Red River, zu verlassen. Obschon die Baumwollkultur sich nicht durch scharfgezogene Grenzen bezeichnen lässt, so giebt es doch natürliche Bedingungen, welche die Baumwollstaude auf die angegebene Zone beschränken — eine Zone, die sich der ganzen Breite des Kontinents entlang zieht und erst in den Hochplateaus am Fusse der Felsengebirge endigt. Nördlich des $35^1/_2$ Grades können kurze Sommer und zeitweilige Fröste das Reifen der Baumwollkapseln verhindern. An der südlichen Grenze der genannten Zone aber kommt die Baumwolle mit dem nächstwichtigen Bodenprodukt der Südstaaten, mit dem Zuckerrohr in Konflikt, bis sie endlich in Westindien ganz aufhört und erst wieder in der korrespondirenden Zone der südlichen Erdhälfte mit derselben Ueppigkeit auftritt.

Unter den sogenannten *Cotton States* ist Mississippi der Baumwollstaat par excellence. Seine Produktion übersteigt jährlich eine halbe Million Ballen; ihm zunächst kommen

von den Golfstaaten Alabama und Louisiana, obschon das letztere bald von Texas überholt werden dürfte.

Das gewöhnliche Leben auf einer Baumwollpflanzung, wenn auch bewegt und aufgeregt genug, entspricht kaum den Träumen, denen sich der Uneingeweihte hierüber gerne hingiebt. Der Reisende besieht sich in der Regel irgend eine, in der Nähe von Städten gelegene Musterplantage der „guten alten" Sklavenzeit mit den prächtigen, romantisch gelegenen Pflanzerwohnungen, umgeben von tropisch üppigen Gärten, wohlgepflegten, nach der Stadt führenden Strassen und bequemem Leben. Es giebt ihrer noch, besonders in den atlantischen Südstaaten, genug. So manches der Pflanzerhäuser gleicht seiner Grösse und Einrichtung nach den vielgerühmten französischen oder englischen Landsitzen, aber sie stammen alle aus einer vergangenen Zeit. Die heutigen Baumwollpflanzer sind kaum mehr im Stande, sich derartige Wohnungen zu bauen. Die Mehrzahl von ihnen wohnt in einfachen Blockhäusern, umgeben von weiten, hölzernen Veranden. Daran schliesst sich in der Regel ein geräumiger eingehegter Hofraum mit offenen Flugdächern für die Baumwollballen, Stallungen, Räucherhaus, Speicher und Einzäunungen für die edleren Hausthiere. Die „*Quarters*", d. h. die Blockhäuser der Plantagenarbeiter und des Dienstpersonals, liegen auch gewöhnlich nahe dem Pflanzerhaus, an welches sich nach der andern Seite noch Obst- und Gemüsegärtchen oder Orangenhaine anschliessen, so dass es den Mittelpunkt einer ziemlich ausgedehnten Anlage bildet. Der Pflanzer ist auf seiner Plantage recht vereinsamt. Wenn er des Morgens und Abends mit seinem „*Overseer*" (Aufseher) konferirt und seinem Nachbar einen Besuch abgestattet hat, so sind damit die Ressourcen seiner Unterhaltung erschöpft; denn die Neger bleiben ihm ungeachtet ihres köstlichen Humors und ihrer drolligen Einfälle in der Regel doch fremd. Ist der Pflanzer verheirathet,

dann öffnet sich ihm allerdings noch „das Gebiet des häuslichen Glücks in der Wildniss des Lebens“ und macht ihm dieselbe angenehm und erträglich. So weit von aller Zivi-

Eine Baumwollpflanzung: Das Pflücken.

lisation entfernt und häufig ohne alle Verbindung mit der Aussenwelt ist die Frau ein doppelter Segen für den Pflanzer, und glücklich diejenigen, die eine solche besitzen. Aber

es ist nicht vielen beschieden. Mit den Eisenbahnen und den Reisen zogen Luxus, Wohlleben und Putzsucht bis in die kleinsten Landstädte des Südens, und heute findet sich nicht mehr so leicht wie ehedem eine Frau, welche all' das aufgiebt, um dem Pflanzer in die Einsamkeit seiner Baumwolldistrikte zu folgen. In diesen kleineren, älteren Landstädtchen hat die Freude am ländlichen Leben und der Bodenkultur vielfach aufgehört; die jungen Burschen zeigen für das leichte Leben der Grossstadt ebenso viel Vorliebe wie die Mädchen; Alles gravitirt nach den Städten, und nur Wenige bleiben, durch Verhältnisse gezwungen, auf dem Lande zurück. „Lieber Ladenmädchen in einer Grossstadt, als die Frau eines Plantagenbesitzers" ist bei Vielen das Losungswort, und die Pflanzer kehren von ihren Brautwerbungen selten beglückt nach Hause zurück. Für sie ist es ein wahres Glück, dass die Plantagenarbeiten den grössten Theil ihrer Zeit in Anspruch nehmen.

Auf den meisten Feldern sieht man Mais und Baumwolle gepflanzt; manche zeigen Roggen und Gerste, die im September gesäet, im Dezember gewöhnlich von Pferden und Maulthieren abgeweidet werden, um im Frühjahr ebenso üppig wieder emporzuschiessen. Auch Klee trifft man an, aber Mais und Baumwolle sind doch die weitaus wichtigsten Produkte und wechseln einander alle Jahre auf den Feldern ab — die einzige „Rotation" der Ernten, die man hier kennt. In neuerer Zeit bleiben die Negerarbeiter nicht in den Quarters in der Nähe des Pflanzerhauses beisammen, sondern bauen sich ihre Hütten auf der Plantage, in der Nähe der ihnen zugewiesenen Felder. Sie sind ein wenig selbstständiger geworden, sind glücklich, ihr eigenes Haus und ihren Garten zu besitzen und Sonntags vielleicht auf ihrem Maulthier nach der Stadt reiten zu können. — Ihre Zahlung erfolgt nach zweierlei Systemen, entweder mit Baargeld in monatlichen Raten, oder nach dem sogenannten

„*Sharesystem*“, nach welchem der Neger für seine Arbeit die Hälfte der Ernte erhält. Diese letztere ist nun allerdings sehr problematisch, aber der Neger hat dabei doch stets viel weniger zu verlieren, als der Pflanzer. Einmal nimmt es der Neger mit dem „Mein und Dein“ zur Erntezeit nicht so genau; der Pflanzer kann beim Pflücken die oft nach Hunderten zählenden Neger nicht überwachen; was sie von den Feldern weg bei Seite schaffen, bleibt ihm unbekannt — er erhält doch nur die Hälfte von dem, was sie ihm vorzeigen; die andere Hälfte bleibt den Negern als Arbeitslohn für das ganze Jahr. Aber selbst wenn die Ernte so schlecht wie nur möglich ausgefallen, kann der Schwarze nicht viel verlieren. Da er in der Regel nicht die geringsten Baarmittel besitzt, so muss ihn der Pflanzer oder der „*Storekeeper*“ (der Lieferant) schon vom Jahresbeginn auf Rechnung der erst am Ende des Jahres zu erwartenden Ernte mit allem versehen, dessen er bedarf: Kleidung, Schuhe, Lebensmittel, Tabak, Werkzeuge u. s. w., sein Leben ist also gesichert, selbst wenn die erhoffte Ernte ausbleibt. Dann haben Pflanzer und Lieferant das leere Nachsehen, und es ist deshalb eigentlich nicht Wunder zu nehmen, dass sie sich hohe Gewinne aufrechnen und dem Neger selbst im besten Jahre kaum etwas von seiner Ernte übrig bleibt.

Ausser der halben Ernte geniesst der „*Darkey*“ (Bezeichnung für Neger) noch eine Menge anderer Privilegien, um die ihn so mancher weisse intelligente Arbeiter beneiden würde. Vor Allem erhält er sein Häuschen, dessen Fenster er bei der Okkupation sofort mit Brettern vernagelt und nur die Thüröffnung freilässt; die Waldungen des Pflanzers versehen ihn mit so viel Holz, als er zum Bau seiner Scheunen und zum Verbrennen braucht. Er kann auf den Weiden des Pflanzers seine eigenen Schweine, Kühe und Maulthiere mästen, ohne ihm hierfür vergüten zu

müssen; er kann nach Belieben schiessen und jagen und sich seinen Mittagstisch mit Wildpret versehen. Obschon er die Hälfte der Bruttoernte erhält, braucht er doch zur Aussaat nichts beizusteuern. Er ist von allen Taxen, mit Ausnahme der *Polltax* (Schultaxe) befreit, die ausschliesslich zum Unterricht der Negerkinder verwendet, aber dennoch nicht entrichtet wird.

Eine Baumwollpflanzung: Die Presse.

Bei all' diesen weitgehenden Privilegien steht es ihm überdies noch frei, nach der Einbringung seiner eigenen Ernte auf anderen Pflanzungen gegen Tagelohn Baumwolle zu pflücken, womit er sich pro Tag anderthalb bis zwei Dollars verdienen kann. In derselben Zeit muss der Pflanzer für ihn sorgen, die Ernte auf den Markt bringen und allerhand Arbeiten verrichten, die dem Neger geradeso zu gute kommen wie seinem Herrn. — Und dennoch kommt der Neger zu keinen pekuniären Erfolgen; die wenigsten

sind zu Ende des Jahres im Stande, „*to square accounts*", d. h. ihre Rechnung beim Kaufmann zu begleichen oder gar einige Dollars Ersparnisse zurückzulegen! Diese letzteren sind, wenn überhaupt vorhanden, zunächst für eine ausgiebige Ferienzeit bestimmt und werden ebenso rasch verjubelt, als sie langsam gewonnen wurden.

Das Sharesystem ist für den Pflanzer in mancher Hinsicht günstiger, als die Zahlung von Monatslohn, aber im Ganzen genommen hat es doch viele Nachtheile. Die Neger beschränken sich bei dem Sharesystem eben nur auf die nöthigsten Arbeiten, die mit ihrer Ernte zusammenhängen. Sein „*Squad*", d. h. sein Feld, ist ihm heilig. Weidet das Vieh auf seinem Squad, so treibt er es in das seines Nachbars, obschon das letztere ebenso gut dem Pflanzer gehört, wie das seine. Häuser, Einzäunungen, Werkzeuge und das Material der Plantage kümmern ihn nicht, und alles könnte rings um ihn zusammenstürzen, so lange nur seine Felder nicht davon berührt werden. Der Pflanzer muss deshalb alle Reparaturen auf seine eigene Rechnung besorgen lassen.

In neuerer Zeit scheinen beide Theile das System der Baarzahlung von Monatslöhnen dem Sharesystem vorzuziehen; weisse Aufseher unterstützen dabei den Pflanzer in der Ueberwachung der Arbeit. Ueberhaupt erscheint die Verwendung einiger weisser Arbeitskräfte auf jeder Plantage als sehr nothwendig, theils zur Beaufsichtigung der Neger, theils zu Reparaturen, Schmiede- und Tischlerarbeiten u. s. w., und weisse Emigranten finden heute in den Plantagen des Südens viel und gut bezahlte Beschäftigung. Sie bietet ihnen gleichzeitig die beste Gelegenheit, die Arbeiten auf einer Baumwollpflanzung kennen zu lernen, und dann seinerzeit selbst eine Pflanzung zu übernehmen, was unter allen Agrikulturfächern Amerikas das lohnendste sein dürfte.

Ebenso unerlässlich wie die Neger sind auf den Baumwollpflanzungen die — Maulthiere. Kein anderes Hausthier hat dieselbe Kraft und Ausdauer in der drückenden Hitze des Sommers; Pferde werden nur auf grossen Plantagen zum Reiten gehalten, und an Rindvieh giebt es nur einige Milchkühe; Schafe und Ziegen fehlen ebenfalls, aber dafür besitzen die Baumwoll- und auch die Zuckerpflanzungen ein Hausthier, das hier prächtig gedeiht: das Schwein. Man begegnet den fetten, zahlreichen Familien dieses nützlichen und wohlschmeckenden Animals überall auf der ganzen Plantage, in Feld, Wiese und Wald; sie gallopiren um die Neger-Quarters umher, spielen mit den schwarzen Kindern, schreien und grunzen, dass es ein wahres Vergnügen ist. Die Peitsche irgend eines winzigen Negerknaben treibt sie des Nachmittags aus den entferntesten Theilen der Plantage nach dem Gehöfte zur Maisfütterung, nach welcher sie sich befriedigt sofort zur Ruhe begeben. Dafür sind sie am frühesten wieder wach und bringen durch ihr Geschrei die ganze Plantage auf die Beine. Sie bilden das beliebteste Nahrungsmittel für die Neger wie für den Pflanzer. Im Winter, wenn ein paar kalte Tage angebrochen, wird den niedlichen Thierchen ein schlimmes Ende bereitet. Die alten feisten Negerinnen, jede zum mindesten zwei Zentner schwer, gruppiren sich um den Secirtisch, das Pfeifchen zwischen den schwülstigen Lippen, das grosse Messer in den Händen, und dann beginnt das „*Hog killing*“, die Schlächterei, die sie für den ganzen Winter mit Fleisch versieht.

So weit die Leute, welche die Baumwollplantagen bewohnen. Nun zu den letzteren selbst. Die Arbeiten, welche sie erfordern, umfassen das ganze Jahr, mit Ausnahme einiger Wochen nach Weihnachten. Das Wetter ist hier selbst im Winter sehr mild und der Arbeit im Freien sehr günstig, so dass der Pflanzer und ein paar seiner

älteren bewährten „*Hands*“ in den Feldern tagsüber die Einzäunungen ausbessern, die Abzugsgräben reinigen und die alten Stauden entfernen können. Im März wird mit dem Pflügen begonnen, und ist der Boden gehörig gelockert und gedüngt, so werden die Furchen für die neue Saat gezogen. Guano- und gewöhnlicher Dünger sind den Baumwollpflanzungen sehr zuträglich, so dass manche Pflanzer, statt weite Flächen zu pflügen sich auf die sorgfältige Vorbereitung kleinerer Felder beschränken, den Dünger schon nach Weihnachten auflegen, ihn mehrere Zoll hoch mit Erde bedecken, und im Frühjahr sorgfältig säen. Der Ertrag solcher Felder steigt pro Acker auf $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Ballen, während er auf gewöhnlichen Feldern durchschnittlich $^1/_2$ bis $^3/_4$ Ballen beträgt. Anfangs April wird der Samen von Negern gesäet und mit Erde zugedeckt. Vorher lässt man die Saatkörner einige Stunden im Wasser liegen. Der Bedarf an Aussaat beläuft sich auf ca. 10 Zentner für 4 Acker. Nach der Saat herrscht wieder einige Zeit Ruhe auf den Plantagen, bis die kleinen grünen Sprösslinge aus dem Boden hervorkommen. Aber dann beginnen schwierigere Feldarbeiten, denn die Baumwolle bedarf mehr Pflege als irgend ein anderes Nutzgewächs. Nur durch die grösste Sorgfalt kann man die Ernte ergiebig machen. Die Furchen um die einzelnen Stauden müssen gereinigt und von Unkraut befreit werden. Im Juni gelangen die Baumwollstauden zur Blüthe; dann bieten die Plantagen einen äusserst lieblichen Anblick dar und sehen eher wie wohlgepflegte Blumenbeete, denn wie Felder aus. Die schwachen zarten Stauden stehen in schnurgeraden, durch tiefe Furchen getrennten Reihen neben einander und erreichen durchschnittlich drei bis vier Fuss Höhe. Zwischen den grossen, handförmigen, dunkelgrünen Blättern sieht man weisse, schneeige Blumen mit offenem Kelch, die jedoch nur am ersten Tage ihres Daseins diese Frische

und Weisse behalten. Am Morgen zeigen sie sich etwas gelblich, am Mittag blendend weiss, am Nachmittag röthlich angehaucht und am nächsten Morgen sind sie ganz rosafarben geworden. Man kann sich den Anblick dieser weiten, in den verschiedensten Farben prangenden Felder kaum vorstellen. Mit der Zeit geben die Blüthen einer kleinen grünen Kapsel Raum, die bis zur Grösse einer Walnuss heranwächst. Diese Nuss enthält die Baumwolle. Sobald sie reif geworden und eine gelbe Färbung angenommen, springt sie auf und zeigt ein kleines Büschelchen Wolle von schneeigem Weiss. Damit hält aber auch der ärgste Feind der Baumwollpflanzungen, der Cottonwurm, seinen Einzug. Er vermehrt sich sehr rasch und kann binnen einer Woche die ganze Ernte vernichten, da sich sein Appetit nur auf die in den Kapseln eingeschlossene Baumwolle erstreckt. Glücklicherweise erscheint die erste Brut des Wurmes manchmal zeitlich genug, dass der Pflanzer auf die Motten, die daraus entstehen, durch Feuer und Fackeln zur Nachtzeit Jagd machen und damit die zweite und dritte Brut der Saison zerstören kann. — Der Verbündete des Cottonwurmes ist der „Bollwurm". In den Sommermonaten sieht man auf den Feldern häufig kleine, zierliche Motten umherflattern, die von Blume zu Blume eilend, in jeder ein Ei hinterlegen. Innerhalb drei bis vier Tagen ist der Wurm ausgekrochen und frisst sich nun mit staunenswerthem Heisshunger durch die Blüthenkapsel in den Stengel der Pflanze hinein, dieselbe gänzlich zerstörend.

Sind diese Gefahren glücklich vorübergezogen und die kleinen weissen Bärtchen aus den offenen Kapseln hervorgekommen, so beginnt die Ernte. Jede Staude trägt durchschnittlich zwölf bis fünfzehn, manchmal jedoch auch bis sechzig Kapseln. Der Pflanzer wirbt eine Anzahl der umherwandernden Neger und Negerinnen zum Pflücken an, die nun zwei bis drei Monate, so lange eben Arbeit vor-

handen ist auf der Pflanzung bleiben und dann zur nächsten Pflanzung ziehen — in ähnlicher Weise wie bei uns die Schnitter. Eine Leinenhose oder ein Unterrock und allenfalls ein grosser Strohhut bilden ihr einziges Kostüm. Ausserdem trägt jeder Arbeiter einen um die Lenden gebundenen Leinensack, der zur Aufnahme der gepflückten Baumwolle dient. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit rupfen sie die weissen Bärte von den Kapseln ab, ohne dabei ihre lustigen oder wehmüthigen „*Plantation Songs*“ zu unterbrechen, deren einfache Melodien einen ganz sonderbaren Reiz besitzen. Der gewöhnliche Ertrag an Baumwolle pro Tag und Mann beläuft sich durchschnittlich auf 100 bis 150 Pfund, obschon es geschickte Feldarbeiter auf das Doppelte bringen. Ihre Bezahlung richtet sich nach der Menge der gezupften Baumwolle, in der Regel 30 Cents (1 M. 20) für hundert Pfund. Die Neger bedürfen stets der Anspornung und eifrigen Aufsicht, denn die Arbeit geht nur langsam vor sich, und nicht selten sieht man im Süden noch im Februar die weissen Baumwollbüschel der vorjährigen Saat auf den Stauden, der Ernte harrend. Da die Kapseln zu verschiedenen Zeiten reifen und sofort abgenommen werden sollen, sobald sie aufspringen, so werden die Felder im Herbste vier bis fünfmal abgegangen.

Sobald die Säcke gefüllt sind, werden sie in grosse runde Körbe oder auf Karren geleert, in denen die Baumwolle nach den auf der Plantage selbst befindlichen „*Gin Houses*“ gebracht wird. Diese „*Cotton Gins*“ — das Wort Gin ist eine Neger-Abkürzung von „Engine“ (Maschine) — sind grosse Schuppen, in welchen die Baumwollbüschel von den Saatkörnern an denen sie festhaften, befreit werden. Dazu sind im Süden dreierlei „*Gins*“ im Gebrauch: die „*Saw Gin*“ die „*Roller Gin*“ und „*Mac Carthy's Gin*“. Die „*Saw Gin*“, die älteste, 1797 von Eli Withney erfundene, besteht aus kleinen Sägeblättern, welche die Wolle von den

Körnern losreisst; sie ist jedoch nicht so vortheilhaft wie die *Roller Gin*, die aus zwei gegeneinander rotirenden Cilindern besteht, welche die Wolle erfassen und zwischen sich hindurchziehen, während die Körner oberhalb derselben zurückbleiben. Gewöhnlich werden diese „Gins" durch Wasserkraft oder durch Maulthiere getrieben. Auf grösseren Plantagen gelangt auch in neuerer Zeit Dampfkraft zur Anwendung.

Die Samenkörner werden theilweise für die nächste Saat aufbewahrt, der Rest jedoch zur Bereitung eines schmackhaften Öls verwendet, während die ausgepressten Hüllen ein vortreffliches Viehfutter bilden.

Die so gewonnene Baumwolle wird nun in grosse Ballen gepackt, deren Volumen durch Pressen möglichst verkleinert wird, bevor sie zur Verschiffung kommen. In den Seehäfen oder den grossen Stapelplätzen wie Memphis und St. Louis erhalten diese Ballen noch durch hydraulische Pressen eine letzte Pressung, die ihr Volumen um das dreifache vermindert, so dass 5 bis 600 Pfund ca. 12 Kubikfuss Raum einnehmen. Es wäre für die Pflanzer ein ganz enormer Gewinn, wenn sie diese Pressung und Verpackung der Wolle in Sackleinwand schon auf der Plantage vornehmen und noch besser, wenn sie die Wolle auf der Plantage selbst reinigen könnten. Zwei grosse kostspielige Arbeiten, die jetzt in den Häfen oder gar erst in den Spinnereien geschehen müssen, würden dadurch ganz wegfallen und dem Pflanzer vielleicht den doppelten Preis für seine Baumwolle eintragen. Das Öffnen und Schliessen der Ballen, die Transporte nach und von den Pressen u. s. w. würde vermieden, und hauptsächlich der Eisenbahntransport auf die Hälfte der gegenwärtigen Kosten gebracht werden. Dazu sind allerdings ein paar wenig kostspielige Maschinen erforderlich, aber sie würden sich bald bezahlt machen. Emigranten die ihr Augenmerk darauf richten würden,

könnten in den Plantagen leicht ihr Glück machen, denn obschon die Baumwollkultur jetzt schon über ein Jahrhundert in den Südstaaten florirt, sind die technischen Fortschritte darin nur sehr gering gewesen.

Und nun zum Schlusse noch einige Bemerkungen über den Umfang der Baumwollernten. Jene von 1879 auf 1880 war die grösste, die noch je in Amerika erzielt wurde, und belief sich auf 5,757,000 Ballen.

Man hat berechnet, dass von der 1878er Ernte im Ganzen 1,561,873 Ballen in den Ver. Staaten verarbeitet wurden; indessen ist diese Angabe nicht ganz zuverlässig. Es ist interessant, die Zunahme der Baumwollernte während einer Reihe von Jahren zu beobachten. Im Jahre 1821 wurden nicht mehr als 430,000 Ballen producirt. Dann nahm die Ernte Jahr für Jahr stetig zu, bis sie im Jahre 1831 über eine Million Ballen erreichte. Für die nächstfolgenden Jahre ergiebt sich wieder mit wenigen Ausnahmen eine stetige Zunahme, und im Jahr 1840 betrug die Ernte schon über 2 Millionen Ballen. Im Jahr 1852 wuchs die Ernte auf mehr als 3 Millionen Ballen an, und für das Jahr 1860 finden wir zum ersten Mal über 4 Millionen, nämlich 4,669,770 Ballen verzeichnet. Vom Jahr 1862 an, dessen Ertrag beiläufig 4,800,000 Ballen betrug, nimmt die Ernte in Folge des Krieges ab und sinkt im Jahre 1865 auf 300,000 Ballen herab. Aber schon im Jahre 1866 haben wir wieder 2,154,476 Ballen, und von da an nimmt die Ernte fast Jahr für Jahr zu, bis sie in 1878 über 5 Millionen, 1879 gar $5^3/_4$ Millionen Ballen erreicht!

Dabei war noch das durchschnittliche Gewicht der Ballen, das sich von Jahr zu Jahr ändert, im letzten Jahre grösser als jemals und übertraf beispielsweise den Ballen des Vorjahres um 8 Pfund.

Die höchsten Preise auf dem Newyorker Markte betrugen 1879 $13^3/_4$ Cents pr. Pfund, die niedrigsten etwas

weniger als 9 Cents; 1874 waren die höchsten bezw. niedrigsten Preise $25^1/_2$ und $13^1/_2$ Cents. — Die grössten Preisschwankungen fanden in den Kriegsjahren statt. Im Jahr 1864 betrug der höchste Preis 190 und der niederste 72 Cents; im Jahre 1865 der höchste 122 und der niederste 33 Cents. Die niedersten Preise wurden im Jahre 1848 bezahlt, nämlich bezw. 8 und 5 Cents.

XIV.

Arkansas.

Neben dem Staate Mississippi ist entschieden Arkansas unter den Südstaaten am wenigsten besiedelt und von der Immigration am spärlichsten bedacht. Die beiden Staaten, Ost- und Westufer des Mississippistromes beiläufig in denselben Breitegraden einnehmend, ähneln einander überhaupt in vielen Beziehungen, und speziell was die sozialen und die Bodenverhältnisse anlangt, gilt das von dem einen Gesagte auch vom andern. Beide sind in ihren an den Mississippi angrenzenden Theilen das Gebiet der berüchtigten, viele Tausende Quadratmeilen umfassenden alljährlichen Überschwemmungen, das den Namen *„bottom land“* führt und zu den fruchtbarsten, üppigsten, aber auch, der vorderhand unmöglichen Wasserableitung wegen zu den unbesiedelsten Ländereien der Ver. Staaten gehört. Beide Staaten werden, wie kein anderer, von schiffbaren Flüssen nach allen Richtungen durchzogen; in beiden sind die Bodenprodukte die gleichen. A leider gehört auch die Bevölkerung in Arkansas wie in Mississippi zu der ungebildetsten und rohesten. Mit Ausnahme einiger grösserer Städte sind die sozialen Zustände nichts weniger

als vertrauenerweckend, und der Einwanderer, der den Anpreisungen der Land- und Eisenbahn-Agenten folgt, wird inmitten der eigenthümlichen excessiven Landbevölkerung schwer zu kämpfen haben. Das ist in Amerika wohl durch die Zeitungsberichte aus jenen Gegenden sattsam bekannt. Recht und Gesetz können in den entlegeneren Gegenden schwer gehandhabt werden. Die Regierung, die aus der Bevölkerung heraus gewählt wird, ist der Diener derselben, und statt sich ihres Berufs als Wächterin der Rechte und Freiheiten eingedenk zu sein, denkt sie nur an die Mittel, sich durch Milde und Nachsicht gegenüber den politischen Vagabunden und „*Wirepuller*"*) die Wiederwahl zu sichern. Bis zum Jahre 1812 bildete der über 52,000 engl. Quadratmeilen umfassende Staat einen Theil des Territoriums Louisiana**). Sieben Jahre nach dem Ankauf des letzteren durch die Ver. Staaten wurde Arkansas zu einem Territorium organisirt und 1836 endlich als Staat in die Union zugelassen.

Die westliche Hälfte des Staates wird von dem Massere Gebirge durchzogen, das sich im nordwestlichen Theile an das ausgedehntere Park Gebirge anschliesst. Kein Staat der Union und kaum irgend ein Land der anderen Welttheile wird von so vielen schiffbaren Flüssen durchzogen, denn von den 73 Counties (Landschaften) des Staates werden 51 von solchen bewässert. Der Arkansas Strom ist die vorzüglichste Wasserstrasse, den Staat von Nordwest nach Südost der Diagonale nach durchziehend; sein

---

*) *Wirepuller* = derjenige, der in Marionettentheatern mittelst Drähten die Figuren bewegt; ein in Amerika auf die tonangebenden Politiker übergegangener Name.

**) Die Bevölkerungzahl belief sich 1870 auf 482,000 Seelen, wovon 122,000 Neger; 1880 ergab die Zählung 751,000 Seelen, also nahezu das Doppelte.

grosser Nebenfluss, der White River, durchströmt mit seinen gleichfalls schiffbaren Nebenflüssen die ganze nördliche Hälfte des Staates; der Ouatschita und Red River, dessen südliche Hälfte. Dazu kommt noch der St. Francisfluss, welcher den „Mississippi bottom" von Nord nach Süd durchschneidet. All' diese Ströme werden von New-Orleans, Memphis, St. Louis und andern Häfen mit Dampfern befahren, so dass die entferntesten Gegenden des Staates mit den grossen Seehäfen, mit den Industriestädten und Kohlendistrikten der Union in direkter Schiffahrtsverbindung stehen, ein Vorzug, der erst mit dem künftigen Aufblühen des Staates zur rechten Würdigung kommen wird. Und dass Arkansas eine derartige grosse Zukunft bevorsteht, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, ja ich würde behaupten, dass die Staaten Missouri und Arkansas in einigen Dezennien alle andern Staaten des Südens und des „grossen Westens" verhältnissmässig überflügelt haben werden. Heute und für die nächsten Jahre sind indessen bezüglich Arkansas keine derartigen Aussichten vorhanden. Es gab, wie uns Edward King in seinem Werk „*The Great South*" erzählt, Zeiten, wo die Reise den Arkansas-Strom aufwärts nicht ohne gefährliche Abenteuer ablief. Die Passagiere, die in der Hauptstadt Little Rock ausstiegen, waren gewöhnt, in den Hotels selbst bei Tisch neben Messer und Gabel auch Revolver und Bowiemesser zu legen; eine Unzahl von Gesetzflüchtigen und Verbrechern kamen in früheren Zeiten hierher, und es gefiel ihnen in den herrlichen Berglandschaften des westlichen Theiles so gut, dass sie in Arkansas verblieben. Viele davon wurden allerdings ehrsame tüchtige Bürger, andere setzten ihre verbrecherische Lebensweise fort, lebten von Raub und Mord, bis sie endlich vor irgend einer Revolver- oder Gewehrmündung starben. Heute noch ist ein grosser Theil der Bevölkerung kaum besser. Ueber Vernachlässigung des Ackerbaues, rohes

Leben, Trunk und Händelsucht, endlich vollständige Unempfänglichkeit für bildende und veredelnde Einflüsse, wie Schulen, Kirchen, Familienleben u. s. w. wird allgemein geklagt, ohne dass jedoch von Seiten der Regierung dagegen Massregeln getroffen würden.

Bis vor wenigen Jahren war auch der Mangel an Eisenbahnen und an Dampfschiff-Verbindungen daran Schuld. Heute ist es besser geworden. Die Eisenbahn, dieser grosse eiserne Kultivator, hat ihren Einzug in Arkansas gehalten, und das wilde Buschklepperleben an die Grenzen des Staates zurückgedrängt. Die erste und wichtigste Bahn war die St. Louis Southern & Iron Mountain Bahn, die von St. Louis aus die Thäler des Black- und White-Rivers abwärts bis zur Staats-Hauptstadt Little Rock durchfährt, und von da der Diagonale folgend an der Südostspitze des Staates den Red River überschreitet. Dort findet sie bei Texarkana Anschluss an das grosse texanische Eisenbahnnetz und bildet so die erste kontinentale Verkehrslinie zwischen den atlantischen Staaten und Texas. Ihr hat Arkansas einen grossen Theil seines Aufschwunges zu danken. An der Bahn entstanden Farmen und Plantagen, Ansiedelungen und Städte, wie z. B. Arkadelphia und Fulton. Ländereien sind bei all' ihrer Vorzüglichkeit ungemein billig. In den Gebirgen giebt es unermessliche Fichtenwaldungen; weiter gegen das Red River Thal zu sind Eichen-, Eschen- und Nussbaumholz in Massen vorhanden; dazwischen die besten Baumwollländer. — Eine andere Bahn führt heute von Memphis in westlicher Richtung an Little Rock vorbei, quer durch den Staat bis an die Gebirge des Indianerterritoriums (Fort Smith), und kleinere Bahnen verbinden das Mississippi Ufer mit den Baumwolldistrikten des „Bottomlandes". Wie gross die Fruchtbarkeit dieses letzteren ist, geht aus den Ernten hervor, die speziell auf den Ländereien

des White River $1^1/_2$ Ballen Baumwolle oder 75 Büschel Mais oder 25 Büschel Weizen per Acker ergaben!

Wie ich schon in meinen „Prairiefahrten“*) ausführlich dargethan, ist die Eisenbahnpolitik der Verein. Staaten in Bezug auf die Besiedelung der Ländereien die denkbar beste. Der Congress machte der Eisenbahn zur Erleichterung ihrer grossen Ausgaben eine Konzession von 2 Millionen Acker des angrenzenden Landes. Diese müssen nun von der Eisenbahnkompagnie versteuert werden, ob sie bebaut sind oder nicht. Es ist nun Sache der Eisenbahn in ihrem eigenen Lebensinteresse das Land zu bevölkern und an gute Farmer und Ackerbauer zu verkaufen; je schneller sie dies thut desto eher entfällt für sie die drückende Steuerlast der Ländereien und desto mehr Gewinn zieht sie aus dem grösseren Personen- und Frachtenverkehr. So helfen denn auch hier in Arkansas die Eisenbahnen zur raschen Besiedelung des Landes, wie sie in den letzten Jahren hier zu bemerken war. Leider führen aber die Eisenbahnen noch nicht überall hin. Besonders sind es die westlichen an das Indianerterritorium grenzenden Gebiete, in denen es sehr böse zugeht. Whiskey, Bowie-knife und Revolver sind die drei Lebensbedürfnisse der dort hausenden „*Border ruffians*“ (Grenz-Gesindel), und wenn sie einander nicht selbst ausrotten, der Staat wird und kann es vorderhand nicht thun. Wohl besteht hier schon seit vielen Jahren ein bekanntes grosses Grenzfort, „Fort Smith“, in welchem alle Übelthäter, deren man habhaft werden kann, ohne viel Federlesens aufgeknüpft werden, und unter dessen Kanonen sich die ordnungsliebenden Kaufleute und „*Traders*“ angesiedelt haben. Aber dieses eine Fort ist nicht hinreichend. Die Bevölkerung wird hier in dem halbbarbarischen Zustand verbleiben müssen, so lange das Indianerterritorium, auf das sich die

*) Leipzig, Gustav Weigel 1878. 3 Mark.

Übelthäter gewöhnlich flüchten, nicht mit unter die Gerichtsbarkeit der Verein. Staaten kommt und vogelfreies unabhängiges Territorium bleibt. In diesen Grenzdistrikten und den Gebirgsländereien von Arkansas giebt es nur wenige Schulen und Kirchen, dafür desto mehr Branntweinschenken und Boardinghäuser. —

Die Staatshauptstadt Little Rock hat heute an 25 bis 30000 Einwohner. Ihren Namen erhielt sie von einem kleinen an der Westseite des Arkansas im Strome liegenden Felsen (Little Rock), dem ersten, dem man auf der ganzen Reise von der Mississippimündung den Arkansas aufwärts begegnete — ein drastischer Umstand zur Kennzeichnung des ebenen Alluvialbodens des Mississippithales. Etwas weiter aufwärts werden die Felsen allerdings schon grösser. Dort steht auch der „Big Rock", im Gegensatz zu dem „Little", nur die Stadt fehlt ihm, die sich an seinem kleineren Gefährten längs des breiten, imposanten Stromes hinzieht. Seit die Eisenbahn hierher kam und die gewaltige Brücke über den Strom gebaut wurde, war das Wachsthum der Stadt sehr bedeutend. Der Geschäftstheil von Little Rock liegt auf einem hohen, den Fluss begrenzenden Plateau; dort befindet sich das hübsche, von hohen Bäumen beschattete Staatskapitol, die staatlichen Kranken-Institute und die Schulen, gleichzeitig auch die hübschesten Gebäude der Stadt. Mehrere Strassen sind mit schattigen Alleen bepflanzt, und in den zahlreichen Gärten sieht man Azaleen, Japonicas, Magnolien und Orangen. Weiter entfernt von der Stadt liegen ein Verein. Staaten-Arsenal und eine Kaserne, auf einem felsigen Hügel auch das gewaltig grosse Gefangenhaus. — Das Neger-Element ist in Arkansas stark vertreten und macht hier entschieden bessere Fortschritte als in den anderen Südstaaten, wenn man Arkansas, durch welches die Nordgrenze der Baumwollregion führt, als solchen bezeichnen kann. Viele der ersten Stellen des

Staates sind mit Negern besetzt, ja sogar der Superintendent des Schulwesens und öffentlichen Unterrichts und mehrere Richter sind Neger. Viele Farbige besitzen in Little Rock eigene Häuser und haben sich sogar Vermögen von 10 bis 15,000 Dollars erworben. Desto schlimmer steht es um die Neger im „Back Country", im Hinterlande, wo die Weissen sie nicht an der staatlichen „Krippe" mitessen lassen. In den Schulen herrscht immer noch eine strenge Scheidung zwischen weissen und schwarzen Kindern. Beide haben ihre eigenen Schulen, und selbst die höheren Lehranstalten und „Universitäten" sind getrennt.

Nach den berühmten „*Hot Springs*" die im Zentrum des Staates liegen, und um welche ein hübscher vornehmer Badeort entstanden ist, führt heute ebenfalls schon die Eisenbahn. Tausende ziehen jährlich aus allen Theilen der Union nach diesem Teplitz von Amerika, und nicht lange wird es dauern, bis es an „*Fashion*" und Reichthum dem eleganten Saratoga gleichstehen wird.

Die europäischen Auswanderer brauchen vorläufig nicht zu besorgen, dass ihnen in Arkansas oder in den Prairiestaaten überhaupt kein Land zur Besiedelung übrig bliebe. Allerdings sind die besten Ländereien schon vergriffen, aber man denke nur: fünfundzwanzigtausend Quadratmeilen der Regierungsdomänen wurden in dem einzigen Jahre 1879 auf 1880 den Händen von Ansiedlern übergeben — eine Fläche, welche um ein Dritttheil kleiner als das Königreich Baiern und um ein Drittheil grösser als das alte Königreich Hannover ist! Und dennoch bilden diese 25,000 Quadratmeilen, in unzählige kleine Farmen vertheilt, kaum eine merkliche Lücke in dem Areal der noch zu verkaufenden unbesiedelten Domänen. An unbesiedelten Regierungsländereien besitzen die Verein. Staaten trotz der massenhaften Einwanderung und Besiedelung

noch eintausend und einige sechzig Millionen Acker, beiläufig siebenmal den Flächeninhalt des ganzen Deutschen Reiches!*)

*) Wovon freilich ein grosser Theil unbrauchbar.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21139 4884